

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

monatlich	Ke 16.-
vierteljährlich	48.-
halbjährlich	96.-
jährlich	192.-

Das Echo der Hinrichtungen.

19 Tote und 50 Verletzte in Cawnpur.

Cawnpur (mittl. Hindustan), 25. März. Am Anschluß an die Protestkundgebungen gegen die Hinrichtung der drei Indier in Lahore kam es gestern zu blutigen Zusammenstößen, bei denen nach den bisherigen Feststellungen neunzehn Personen getötet und fünfzig verletzt wurden. Tempel und Moscheen wurden angegriffen, Läden geplündert und Steine gegen die Post- und Gerichtsgebäude geschleudert. Abends war das Betreten der Straßen von einer bestimmten Stunde an verboten.

Größere Kämpfe in Hindustan.

Cawnpur (mittleres Hindustan), 25. März. Die Unruhen dauern an. Die Zahl der Getöteten beträgt bis jetzt 30, die der Verletzten über 100. Auch mehrere Europäer wurden verletzt. Aus Allahabad und Lucknow sind britische Truppen zur Verstärkung der Polizei im Anmarsch.

Kein Regierungsbeitritt der Biggs.

London, 24. März. Nach fünfeinhalbstündigen Beratungen nahmen die Liberalen gestern abend mit 33 gegen 17 Stimmen eine allgemeine Erklärung über die Haltung an, die die liberale Parlamentspartei im Unterhause gegenüber der Regierung einzunehmen beabsichtigt. In dieser Erklärung ist in keiner Form von einem Beitritt oder einem Bündnis die Rede, vielmehr wird mit Nachdruck auf die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der liberalen Partei hingewiesen. Wie verlautet, wird der Regierung allgemeine Unterstützung in Aussicht gestellt, allerdings unter der Bedingung, daß sie eine Anzahl bestimmter politischer Richtlinien verfolgt, die die Liberalen im gegenwärtigen Zeitpunkt für unerlässlich erachten.

Der Hauptminister der Liberalen Sir Archibald Sinclair hat sein Rücktrittsgesuch zurückgezogen und wurde in seinem Amte bestätigt. Die Liberalen beschloßen, den Wortlaut der Erklärung als vertraulich zu behandeln, bis Lord George ihn am 26. d. M. der Konferenz des Verbandes der liberalen Kandidaten bekanntgibt.

Ein Erparungskommissär in Oesterreich

Wien, 25. März. (N.) Der gestrige Ministerrot hat die Verordnung über den Wirkungsbereich des Generalkommissärs für Reform der Verwaltung und Abbau der Lasten sowie der Lastenkommissäre beschlossen. Die Verordnung, die demnächst veröffentlicht wird, enthält u. a. folgende Bestimmungen: Der von der Bundesregierung bestellte Generalkommissär für die Reform der Verwaltung und Abbau der Lasten ist verpflichtet, für alle Gebiete der Verwaltung Anträge zur Vereinfachung und zum Abbau der Lasten auszusuchen. Er ist dem Bundeskanzler unmittelbar unterstellt. Der Generalkommissär hat die einlaufenden Anträge der Beamtenorganisationen, der wirtschaftlichen Körperschaften usw. auf dem Gebiete der Verwaltungsreform und des Lastenabbaus zu bearbeiten.

Laibacher Bischof an der Grenze von Falcisten aufgehalten.

Laibach, 25. März. (Novala.) Der Laibacher Bischof Dr. Neglis, der nach Kötz geladen wurde, um sich an der Feier des 25. Jahrestages des Wirkens des dortigen Bischofs Dr. Teder zu beteiligen, wurde, als er in die Stadt Bobrovo fuhr, die die erste Station auf italienischem Gebiete ist, von den Falcisten gezwungen, den Zug zu verlassen und nach Jugoslawien zurückzukehren, obwohl der Zug und das italienische Blum in Ordnung waren.

Feuergefecht im Madrider Univeritätsviertel

Madrid, 25. März. Die Studenten der Medizin verhielten heute, einen Demonstrationstag zu bilden, um ihre Forderungen nach einer allgemeinen politischen Amnestie nachdrücklich zu vertreten. Sie wurden von der Polizei daran verhindert und zogen sich in das Fakultätsgebäude zurück, von wo sie die Polizei mit Steinen und Gasbomben bewarfen. Die Polizei eröffnete hierauf das Feuer. Schließlich machten die Studenten einen großen Ausfall, indem sie unter Vorantragung einer roten Fahne die Polizei aus Revolvern beschossen. Darauf griff die Bürgergarde ein und trieb die Studenten durch Gewehrfeuer zurück. Die Straßen zum gesamten Medizinerviertel wurden abgesperrt.

Hendersons Kompromißvorschlag:

Der Völkerbund soll entscheiden.

Paris, 25. März. Zwischen dem englischen Außenminister Henderson und dem französischen Außenminister Briand fand heute eine Unterredung statt, über deren Ergebnis die englische Botschaft in Paris folgendes Kommuniqué ausgibt:

Der französische und der englische Außenminister haben heute Vormittag über die Lage beraten, die durch den Plan eines österreichisch-deutschen Zollabkommens geschaffen worden ist. Henderson setzte Briand davon in Kenntnis, daß er die Aufmerksamkeit der deutschen und österreichischen Regierung auf die Benennung gelenkt habe, die vielerorts wegen der Vereinbarkeit des geplanten Vertrages mit den bestehenden Verpflichtungen verspürt worden sei. Henderson hat der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß, bevor diese Regierungen die Verhandlungen über den Plan einer Zollunion fortsetzen, dem Völkerbundrat, unter dessen Aufsicht das Protokoll von 1922 zustande gekommen ist, Gelegenheit gegeben werde, sich selbst in der Waitagung davon zu überzeugen, daß die fraglichen Vorschläge nicht den Verpflichtungen, die dieses Protokoll Oesterreich auferlegt, zuwiderlaufen.

Brüning hat Bedenken gegen den Völkerbund!

Berlin, 25. März. Der britische Botschafter in der Reichshauptstadt hat heute den Reichskanzler wegen der deutsch-österreichischen Vereinbarung über die Zollunion aufgesucht und ihm mitgeteilt, Außenminister Henderson halte es im allgemeinen Interesse für erwünscht, daß die Angelegenheit im Hinblick auf das Genfer Protokoll vom 4. Oktober 1922 gemeinsam besprochen würde und daß Deutschland und Oesterreich bis zur nächsten Sitzung des Völkerbundesrates nicht zu endgültigen Feststellungen schritten.

Der Reichskanzler hat dem Botschafter in seiner Antwort darauf hingewiesen, daß die deutsch-österreichische Vereinbarung sich ganz im Rahmen des Genfer Protokolles halte und somit nach Auffassung der Reichsregierung und der österreichischen Regierung für

den Völkerbundrat kein Anlaß gegeben sei, sich mit der Angelegenheit zu befassen. Wenn von anderen Regierungen eine Prüfung der Rechtsfrage angefordert werde, so brauchten die deutsche und die österreichische Regierung diese nicht zu scheuen. Eine Prüfung des Abkommens durch den Völkerbundrat unter politischen Gesichtspunkten halte die deutsche Reichsregierung nicht für zulässig, da das Abkommen rein wirtschaftlichen Charakter habe. Der Reichskanzler erläuterte die Ziele der deutsch-österreichischen Verhandlungen, die natürlich ihren Fortgang nehmen müßten, die aber, wie von vornherein festgehalten habe, mit Rücksicht auf die zahlreichen zu regelnden technischen Einzelheiten nicht vor zwei oder drei Monaten zum Abschluß gelangen könnten.

Juristen an der Arbeit.

London, 25. März. „Times“ bestätigt die Meldung, wonach der Foreign Office und der Board of Trade sich mit dem Plane der deutsch-österreichischen Zollunion sowohl nach der rechtlichen als auch wirtschaftlichen Seite hin befassen. Die Juristen des britischen Außenministeriums prüfen insbesondere die Frage, ob dieser Plan mit den Bestimmungen des St. Germainer Friedensvertrages und mit dem Protokoll vom Jahre 1922 vereinbar sind. Die britische Regierung wird dann ihren Standpunkt auf Grund der Beratungsergebnisse ihrer Experten einnehmen.

England bremst.

Paris, 25. März. „Petit Parisien“ will zu der gestrigen Unterredung Briand-Henderson berichten können, daß man englischerseits hinsichtlich des österreichisch-deutschen Zollabkommens nicht allzu eilig vorzugehen wünsche, ohne wenigstens erst einmal genau den Text des Dokumentes geprüft zu haben. Da die gleiche Ansicht auch in Rom vorherrsche und der französische Gesandte in Prag Charles Roux nach Paris unterwegs sei, um die französische Regierung über die Auffassung der tschechoslowakischen Regierung zu unterrichten, könne man annehmen, daß noch mehrere Tage vergehen werden, bevor die Mächte, die die österreichische Anleihe garantiert hätten, einen gemeinsamen Standpunkt einnehmen.

Ein Idealist!

Cecil an die rüstenden Nationen.

London, 25. März. (N.) Bei der gestrigen Konferenz der Liga für den Völkerbund, die eben in der Guildhall abgehalten wird, hatte Lord Cecil den Vorsitz, der in einer Rede u. a. erklärte:

„Wenn auf der Genfer Abrüstungskonferenz im nächsten Jahr überhaupt irgendein Fortschritt erzielt werden soll, dann ist es notwendig, damit zu arbeiten, daß die Nationen auf eine weise Weise falsche Konzeption verzichten, die nur das Ergebnis der Tradition und der Geschichte ist, nämlich daß die nationale Rüstung ein Privilegium, ein Element des Prestiges und der nationalen Würde ist. Tatsächliche Wahrheit ist, daß die Rüstung eine Bürde und ein notwendiges Uebel

und ein Ueberbleibsel der Barbarei, zumindest aber ein Beweis unvollkommener Zivilisation ist. Die Nationen müssen ihre Rüstungen als etwas ansehen, das sie sehr gegen ihren eigenen Willen und bloß als Konzeption an den schlechten Stand der Dinge aufrechterhalten müssen, der noch immer in der Welt existiert und als etwas, was ehestens beseitigt werden sollte. Die Nation, die die Courage, Lebenskraft und Initiative aufbringt, um ihre Rüstungen auf das kleinste Maß herabzusetzen, wäre tatsächlich eine Nation, die führend für die Welt und für die höchste Würde des Prestiges unter den Völkern brächtig wäre.“

Der fragt also an? Nützt Agrarmilitaristen gegen doch selber noch den Ruhm, die „Nüchtern“ zu sein?

Gegen den zollpolitischen Irrsinn!

Der Standpunkt der österreichischen Sozialdemokratie.

Die Chauvinisten in Paris und Prag laufen Amok und alle Auheter der Friedensverträge schlagen auf der Protesttrommel die tollsten Wirbel. Alles, weil Deutschland und Oesterreich es unternehmen haben, gewisse Vereinbarungen zur Anbahnung einer Zollunion zu treffen. Vorläufig ist es nur ein vorbereitender Schritt, eine erste Etappe auf dem Wege zur Befestigung der Zollmauern zwischen diesen beiden Staaten, Richtlinien für die beiderseitigen Unterhändler, aber schon das hat genügt, um französische und tschechische Nationalisten in eine wahre Panikstimmung zu versetzen.

Man kann der Meinung sein, daß der Zeitpunkt, der von der deutschen und österreichischen Regierung erwählt wurde, insofern kein geeigneter war, als durch die Blödsinnigkeit, mit der der Plan zur Schaffung einer deutsch-österreichischen Zollunion vor das Forum der Öffentlichkeit gebracht wurde, gewisse Empfindlichkeiten verletzt wurden und sicher ist, daß wenn beabsichtigt war, mit einer Zollunion zwischen Deutschland und Oesterreich die erste positive Tat zur wirtschaftlichen Einigung Europas zu setzen, ihr insofern ein fragwürdiger Wert zukommen muß, als nicht Deutschland eine Einigung darüber mit Frankreich herbeizuführen imstande ist. Doch dies rechtfertigt den Karm, der über diesen Versuch eines Wirtschaftsanschlusses der beiden Staaten erhoben wird, nicht im geringsten.

Die gegenwärtig so Aufgereagten können sich gar nicht darüber fassen, daß durch das geplante Wirtschaftsübereinkommen die „Selbstständigkeit“ Oesterreichs gefährdet oder gar vernichtet würde und sie zetern über die Zollunion, weil durch sie angeblich die Genfer Vereinbarungen vom Jahre 1922, durch welche Oesterreich bei der Aufnahme der Zammierungsanleihe gewisse Verpflichtungen übernommen habe, verletzt worden seien. Schließlich wird aus dem Plan eine Verletzung der heiligen Verträge von Versailles herauszufinden gesucht. Aus alledem wird geradezu ein Verbrechen an der Menschheit zu konstruieren gesucht.

Es wird Deutschland und Oesterreich vorgeworfen, daß sie ein heimliches Spiel getrieben haben. Viel ehrlicher wäre es, einzugestehen, daß man darüber entsetzt ist, daß die beiden Staaten, die doch im Kriege besiegt wurden und die sich nun für alle Zeiten mit der Rolle zu begnügen hätten, bescheiden am Rassenischen zu sitzen, eine Regung von Selbständigkeit gezeigt haben, die man als unerhörte Anmaßung wertet und ehrlicher wäre es, offen zu sagen: wir sind gegen die Zollunion, weil sie uns wirtschaftlich zu schädigen droht, was ja zweifellos den Tatsachen entsprechen würde. Und was vollends gesagt werden müßte, das ist: wir haben die Erkenntnis gewonnen, daß es so nicht weitergeht, daß alles daran gesetzt werden muß, um eine wirtschaftliche Neuordnung in Europa zu schaffen und der Schritt der beiden Regierungen hat in uns die Überzeugung geweckt, daß nunmehr nicht länger gezögert werden darf. Aber davon ist in den Anklagen der Gegner der Zollunion wenig zu finden.

Bei allen Erwägungen müßte der Gedanke vorangestellt werden, daß die Verhältnisse in Europa unhaltbar geworden sind und daß es zu dauerndem Ziechtum verurteilt wird, wenn nicht eine durchgreifende wirtschaftliche Neuorientierung erfolgt. Durch die Friedensverträge wurden alte Wirtschaftsgebiete zerschlagen und der wirtschaftliche Krieg, den innerhalb des balkanisierten Europas Alle gegen Alle geführt haben, hat untrogbare Zustände geschaffen. Es gibt der Zollmauern in Europa gegenwärtig so viele und sie werden immer unübersteigbarer gemacht, so daß sie nach allgemeiner Erkenntnis

jeden wirtschaftlichen Aufschwung des europäischen Kontinentes hindern. Dazu kommt, daß im österreichischen Staate ein Gebilde geschaffen wurde, das ohne wirtschaftliche Anlehnung an einen anderen Staat nicht lebensfähig ist, zumindest in seiner wirtschaftlichen Entwicklung auf das Schlimmste gehemmt wird.

Es liegt daher ganz auf der Linie des von der Sozialistischen Internationale ausgesprochenen Grundgedankes, wenn die österreichische Sozialdemokratie den Versuch der beiden Regierungen begrüßt, eine Zollgemeinschaft zu begründen und erklärt, ihn trotz ihrer Gegnerschaft zur jetzigen österreichischen Regierung vorbehaltlos zu unterstützen. Sie ist sich dabei bewußt, daß auch die Eingliederung Österreichs in das große deutsche Wirtschaftsgebiet mancherlei Uebergangsschwierigkeiten hervorrufen und mancherlei schmerzhaft Anpassungsprozesse an die neue Lage erfordern würde, aber es geht dabei um die Herbeiführung einer gesicherten, größeren wirtschaftlichen Zukunft. Gegenüber der Behauptung der französischen und tschechischen Imperialisten, durch die deutsch-österreichische Vereinbarung werde der Genfer Vertrag 1922 und der Friedensvertrag verletzt, macht die österreichische Sozialdemokratie geltend, daß Österreich seine „Unabhängigkeit“ nicht aufgibt, daß beide Staaten selbständig bleiben, denn nach wie vor werde kein Zolltarif, kein Handelsvertrag für Österreich bindend ohne die Zustimmung des österreichischen Parlaments in Kraft treten können. Mit Recht sagt die „Arbeiter-Zeitung“: „Wenn die Mächte eine deutsche Zollgemeinschaft fürchten und doch nicht brutale Gewalt gegen ein aus unerträglichster Enge, unerträglichem Schicksal hinausstrebendes Volk verüben wollen, dann haben sie nur den Weg: nicht die Zollgemeinschaft zwischen Deutschland und Österreich zu verhindern, sondern sie zu erweitern! Wollen sie das nicht, wollen sie die deutsche Zollgemeinschaft verhindern, ohne uns einen anderen Ausweg zu eröffnen, so ist das ein Akt zynischer, um die bitterste Not unbekümmerter Gewalt.“

Sch gegenüber dem Versuch der beiden Länder, aus schwerster wirtschaftlicher Not zu besseren Verhältnissen zu gelangen, mit einer ablehnenden Geise zu begnügen und eventuell alle Mittel zu mobilisieren, um den gesuchten Ausweg zu verarmen, wäre in der Tat bössartiger Zynismus. Dies um so mehr, als man dem dauernd wirtschaftlich darniederliegenden Österreich Hilfe wohl seit zwölf Jahren in Aussicht gestellt, sie ihm aber nicht im entferntesten gewährt hat. Es wäre auch Zynismus, da andere Staaten, so Schweden und Norwegen handelspolitische Bindungen eingehen durften, ohne daß es jemandem eingefallen wäre, dies hindern zu wollen. Uebriens ist bekannt, daß auch Rumänien und Argentinien Vorbereitungen für die Schaffung einer Zollunion getroffen haben, ohne daß andere Staaten sich zu einer Einmischung befugt gehalten hätten.

Was immer das Schicksal der deutsch-österreichischen Zollunion sein möge, die endliche und ernsthafteste Arbeit an der wirtschaftlichen Neuordnung Europas ist unerlässlich

geworden und auch unsere Wirtschaftspolitik wird schließlich nur in der Richtung des Weges gehen können, den Deutschland und Österreich beschritten haben. Die Zollmauern zu Falle zu bringen ist gewiß nicht eine Arbeit,

Kriegsschuldfrage und Pressesensationen.

Von Zeit zu Zeit tauchen in der nationalen Presse aller Schattierungen, von den liberalen bis zu den nationalsozialistischen Blättern, Meldungen darüber auf, daß nun der entscheidende und letzte Beweis für die völlige Unschuld der deutschen Regierung am Kriege und für die Alleinschuld Poincarés, Delcassés, Fritschis, Paléologues oder wessen sonst noch erbracht sei. Gewöhnlich ist die Quelle derartiger Sensationen irgendeine Berliner Pressekorrespondenz, die aus politischer Tendenz oder auch nur aus geschäftlicher Sensationslust Alarmmeldungen in die Welt setzt, die von der zu 95 Prozent kritisierten, ja unerschütterlichen Provinzpresse übernommen werden. Dieser Tage war es die Delunion, die ihre Abonnenten mit der Sensation beglückte, daß gewisse französische Aftenpublikationen, aus der „Ere nouvelle“ übernommen, den schlüssigen Beweis für die Unschuld Deutschlands erbringen. Denn diese Aften beweisen zweierlei: daß Poincaré den Krieg mit Deutschland wollte und daß er bereit war, unter Umständen die belgische Neutralität zu verletzen. Damit sei die Kriegsschuldfrage „widerlegt“. So konnte man es dieser Tage wieder in einer Reihe Blättern lesen.

Nichts ist gefährlicher, als die deutsche Öffentlichkeit derart über historische Zusammenhänge und über das Wesen der „Kriegsschuld“ zu täuschen. Wer aus politischer Sturheit oder aus Unwissenheit diese kindischen Fabeln verbreitet, erweckt gefährliche Illusionen und verhöhnt die wissenschaftliche und rechtliche, durch Historiker und Völkerrechtler zu klärende, Vereinigung der Schuldfrage.

Angenommen selbst, es stünde in den französischen Dokumenten das, was laienhafte Interpretation und die Sensationslust fixer Journalisten aus ihnen herausliest: auch dann ist der Beweis für die „Unschuld“ der deutschen Regierung nicht erbracht. Denn die Frage steht doch ganz anders, als die deutsche Unschuldpropaganda es darstellt, und vor allem steht die Welt diese Dinge nun einmal anders als Herr Eugenbergs. Die berüchtigte Klausel des Versailler Vertrages enthält die Behauptung, daß die Mittelmächte den Krieg entfesselt hätten, daß sie die Urheber des Krieges seien. Mit den Friedensbedingungen, vor allem mit den Reparationen, hängt diese Klausel freilich nur insoweit zusammen, als sie Amerika und teilweise auch England eine moralische Rechtfertigung vor ihren Völkern und vor der Welt bringen sollte. Daß ihre Tilgung den Zusammenbruch der Verträge bedeutet, ist irrig. Die Verträge werden bestehen, auch wenn die Formel wissenschaftlich unhaltbar ist, die Machtverhältnisse aber die Verträge stützen; die Verträge werden zusammenbrechen, auch wenn die Schuldfrage nicht besteht, wenn die europäischen Machtverhältnisse den Verträgen die Basis entziehen. Es wäre endlich an der Zeit, die Revisionskampagne von der Unschuldskampagne reinlich zu sondern. Daß Deutschland, ob es am Kriege allein schuldig, mitschuldig oder unerschuldigt sei, die Revision erstredt, ist selbstverständlich. Die Beseitigung der Schuldfrage aber

die von heute auf morgen vollbracht werden kann, aber sie muß geleistet werden, um der in qualvolle Enge eingezwängten Wirtschaft Luftstrom und Millionen notleidenden Menschen Brot und Arbeit zu verschaffen!

Ist eine Frage der historischen Forschung, die der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen hat. Für die Welt ist es nicht die Wahrheit, die man im eigenen Lager mit Objektivität und ehrlichem Willen die wahren Zusammenhänge aufzudecken sucht.

Die Schuldfrage hat eine formale Bedeutung, die keine deutsche Propaganda jemals aus der Welt schaffen wird; die ersten Kriegserklärungen sind von den Mittelmächten ausgegangen. Nicht nur daß Berthold Ullmann den Krieg provozieren wollte — was man ganz einwandfrei weiß — hat Österreich tatsächlich am 28. Juli 1914 als erster Staat eine Kriegserklärung, die an Serbien abgegeben. Das war ungeschickt, leichtsinnig, wenn man will, verbrecherisch (obwohl man die moralischen Wertungen lieber ausschaltet, weil sie nur in anderem Zusammenhang Bedeutung haben, wenn man nämlich den Krieg nicht als soziologische Erscheinung, sondern eben als eine Durchbrechung der herrschenden Sittengesetze betrachtet will). Dann hat die kaiserlich-deutsche Regierung an Rußland und unmittelbar darauf an Frankreich den Krieg erklärt; und die belgische Neutralität verletzt. Das war maßlos dumm. Es moq nun militärischen Erwägungen, einer Angstphobie, diplomatischer Unfähigkeit oder sonstwelchen Motiven entsprungen sein, es ist jedenfalls geschehen und durch keinen Gegenbeweis aus der Welt zu schaffen. Wenn Eugenbergs die bündigsten Beweise für den Kriegswillen Rußlands und Frankreichs in die Welt posant, ändert er nichts an der bedauerlichen Tatsache, daß Berlin „angefangen“ hat. Die Geschichtsforschung ist heute so weit, an der Hand sicherer Quellen nachzuweisen, daß Rußland und daß einflußreiche Kreise Frankreichs den Krieg wollten. Aber so stark sich damit auch das Bild der deutschen „Schuld“ verflüchtigt, an der bedauerlichen Tatsache, daß Deutschland zuerst den Krieg erklärt hat, ändert sich nichts. Und je deutlicher sich vom Hintergrund des gewaltigen Aftenmaterials das Bild eines im tieferen Sinne ungeschuldigen Deutschland und eines schuldigen Rußlands oder Frankreichs abhebt, um so größer wächst die Schuld an, die das wilhelminische Regime vor dem deutschen Volk auf sich genommen hat, um so gigantischer wirkt die Dummheit der damaligen Reichsleitung, die den andern in die Hände spielte.

Worum aber handelt es sich bei dem neuesten Schloß der Unschuldskammer? Als im Jahre 1912 England einen letzten Versuch machte, mit Deutschland in der Flottenfrage zu einem Einvernehmen zu kommen, suchte die französische Regierung, und zwar der Präsident der Republik persönlich, das teilweise zu verhindern. Er wies seinen Londoner Botschafter Cambon an, auf jeden Fall das Zustandekommen einer Neutralitätserklärung Englands zu verhindern:

„Es kommt vor allem darauf an, daß England sich nicht verpflichtet, zwischen Frankreich und Deutschland neutral zu bleiben, selbst in der Annahme, daß der Angriff scheinbar von unserer Seite ausgeht. Um nur ein Beispiel anzuführen: könnte man sich von Rechts wegen die Verantwortung für einen Angriff zur Last legen, wenn eine Konzentration von deutschen Kräften in der Gegend von Aachen uns zwingen würde, unsere Nordgrenze zu defendieren, indem wir auf belgisches Gebiet vordringen?“

Die Redaktion des nationalsozialistischen „Tag“ hat sich in der vor dem Kreisgericht Zeimery anberaumten Vergleichsverhandlung in der Strafkasse des Reichsbannerwerfenden Genossen Hörsing gegen Herrn Abg. Krebs bereit erklärt, die unten folgende Erklärung mit zweifelhaftem Titel in jedem Druck auf der ersten Seite des „Tag“ abzuveröffentlichen und auch die Kosten des Abdrucks im „Sozialdemokrat“ zu bezahlen:

Erklärung.

Wir haben an dieser Stelle am 27. Jänner 1931 einen Artikel unter der Ueberschrift: „Reichsbannerbandit schimpft“ veröffentlicht. In diesem Artikel waren gröbliche Beschimpfungen und Beleidigungen des Herrn Oberpräsidenten J. D. Otto Hörsing, Bundesvorsitzenden des Reichsbanner-Schwarz-Rot-Gold, Magdeburg, enthalten.

Mit Rücksicht auf den von Herrn Oberpräsidenten Hörsing gegen unseren verantwortlichen Redakteur angestrengten Strafprozeß erklären wir hiermit, daß wir die in dem erwähnten Artikel enthaltenen, auf Herrn Oberpräsidenten Hörsing sich beziehenden Beschimpfungen, Beleidigungen und Anwürfe mit dem Ausdruck des Bedauerns und mit der Bitte um Entschuldigung vorbehaltlos zurückziehen.

Die Schriftleitung des „Tag“.

Was Poincaré hier schreibt und tut, ist einfach selbstverständlich. Jede andere Handlungsweise wäre von seinem Standpunkt aus leichtsinnig gewesen. Man bedenke doch die Situation von 1912! Frankreich ist mit Rußland verbündet, es kann, sei es durch eigenen Konflikt mit Deutschland, sei es durch einen russisch-österreichischen, jederzeit in einen Krieg verwickelt werden (es hat übrigens gerade 1912, als Rußland während des Balkankrieges losgeschlagen wollte, wenig Lust dazu gezeigt und in Petersburg weit stärker gebremst, als Berlin es 1914 in Wien tat!) in einem Krieg der Mittelmächte gegen den Zweibund Rußland-Frankreich hing aber der Sieg des Zweibundes von der Unterwerfung Englands ab. Wäre die aus, so war es ein höchst unsicheres Spiel. Poincaré hatte begriffliche Sorgen um seine Sache, als England und Deutschland verhandeln. Jeder Staatsmann, der Verantwortung befaßt, hätte in seiner Lage ähnlich gehandelt. Nehmen wir nur an, England wäre mit Deutschland befreundet gewesen und hätte mit Frankreich über ein weitgehendes Abkommen verhandelt. Hätte nicht jede verantwortungsbewusste deutsche Regierung ihren Londoner Botschafter ebenso informiert und instruiert wie Poincaré es Mr. Cambon gegenüber tat? Die Regierung Wilhelms II. hätte es vielleicht nicht getan; denn von ihr war nach allen Beweisen ihrer Staatskunst von 1890 bis 1911 immer zu erwarten, daß sie das abernie tat, was sich unter den gegebenen Umständen tun ließ: 1914 erwies sich das ja wieder. Daß 1912 das Flottenabkommen und die englische Neutralitätserklärung nicht zustande kamen, daß Poincaré über Bethmann und Jagow siegte, ist eben ein Beweis der Ueberlegenheit der französischen, demokratischen, über die deutsche, autokratische, Diplomatie. Dieser Erfolg hat dann Poincaré freilich dazu ermuntert, den Russen 1914 jeden Freipaß

61

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Fritz Reichel.

Copyright 1930 by G. Schöber Verlagsgesellschaft, Berlin.

Wandelberg hat Usfar zu sich. Usfar kam nicht. Wandelberg schrieb Brief um Brief, Eldrid drängte. Usfar kam nicht. Wandelberg bot ihm Geld, zweltausend, dreitausend Mark. Eldrid drängte. Viertausend Mark. Fünftausend. Usfar kam nicht. Wandelberg schob Prager vor; Prager sollte das „Lied des Lebens“ inszenieren. Er sollte Usfar überreden, das Buch der Wandelberg A. G. zu verkaufen und — den Schlag zu ändern.

Nun kam Usfar. Er kam nicht zu Wandelberg, er kam zu Eldrid. Ging wie ein Fremder zu einer Fremden, die er für eine Sache gewinnen will, die nicht seine eigene ist.

„Du mußt mir helfen. Es geht nicht um mich. Es geht um eine Idee, die größer ist als wir beide. Du bist berühmt...“

Eldrid sah ihn mit einem wehmütigen Lächeln an. Er war älter geworden, reifer, ernster. War nicht mehr der Junge, der über alle Hindernisse stürzte.

„Du mußt etwas bei Wandelberg. Ich demütige mich vor Dir, ich bitte dich: Hilf mir, nicht meinethwegen.“

Schweigen. Dann sagte Eldrid trocken: „Ich werde mit ihm reden.“

„Wenn noch ein Funke von der in dir ist, wie du einst warst...“

Eldrid hob abwehrend die Hand. „Keine großen Worte. Ich habe wenig Zeit.“

Ihre Stimme klang müde. Er gab ihr die Hand, gab ihr einen langen, schmerzvollen Blick. Trauer war in seinen Augen. Trauer über eine große Demütigung, die er schwer trug.

Sie wollte ihm helfen. Nicht weil sie ihn liebte; sie liebte ihn noch. Der großen Geste

woogen, mit der sie ihm dann sagen konnte: Ich habe es durchgesetzt, ich habe erreicht, was keinem Menschen gelang.

Aber der Widerstand Wandelbergs war härter, als sie erwartet hatte.

„Du mußt einsehen, daß ich nicht einen Film drehen kann, den mir niemand abkauft. Ich bin von meinen Kunden abhängig. Die Verleiher haben Angst. Der letzte amerikanische positive Film war ein ausgesprochener Durchfall. Man lacht mich aus, wenn ich jetzt wieder einen Film dieser Art auf den Markt bringe. Ich kann doch nicht drei- oder vierhunderttausend Mark zum Fenster hinauswerfen. Er soll den Film ändern. Er muß endlich seinen Starrsinn aufgeben. Du mußt ihn dazu überreden, oder der Film wird nicht gedreht.“

„Du mußt den Film drehen, wie er ist, oder dir eine andere Schauspielerin suchen.“

Den Schlag hat Wandelberg nicht befürchtet. „Daher weht der Wind. Ist die alte Liebe erwaucht?“

Er stand vor ihr, Schöpfer, der armes Geschöpf war; mit seinen schleimigen Gesten, mit seiner höhnischen Grimasse schrie er ihr entgegen: „Für mein Geld.“

„Immer für dein Geld, für dein Geld. Ich brauche dein Geld nicht. Ich löse meinen Vertrag. Ich finde zehn Firmen, die mich sofort engagieren.“

„Wie hatte er Eldrid so aufgeregt gesehen. Das war nicht mehr die Laune eines Stars, der Recht behalten wollte. Eine Leidenschaft brach durch, die sie lange niedergerungen hatte. Er war wehrlos gegen diese Leidenschaft, er konnte ihr nur mit Fronte begegnen.“

„Engagieren schon — ob du aber die Gage bekommst, die ich dir zahle, und ob du die Rechte hast, die du dir bei mir nimmst, bezweifle ich.“

„Dann produziere ich selbst. Das Kapital beschaffe ich mir schon.“

„Wenn du es für das „Lied des Lebens“ verpulvern willst, ich habe nichts dagegen. Aber ich rate dir ab. Als alter Freund.“

Drei Tage darauf wurde die Eldrid-Alexandra-Film gegründet. Sie bestand ein halbes Jahr und drehte zwei Filme. Das „Lied des Lebens“ war nicht darunter.

Das „Lied des Lebens“ wanderte zu einem Agenten, der Beziehungen zur russischen Filmindustrie hatte. Rußland interessierte sich für das Buch. Usfar wurde in das Büro einer mit den Russen eng verbundenen Filmfirma geladen, kam in modern ausgestattete Ritzszimmer, in denen Prospekte und Photos russischer Filme umherlagerten, die die russischen Filmplakate mit ihrem lautlosen farbigen Varn erfüllten. Man war überaus freundlich zu Usfar, bat ihn, sich nur ein paar Tage zu gedulden, ein Doktor Normann müsse das Manuskript noch lesen, von seinem Urteil hänge die letzte Entscheidung ab.

Dieser Doktor Normann empfing Usfar ein paar Tage später, unterhielt sich mit ihm eingehend über das Buch, zeigte sich zugänglich, hatte für alle Schwierigkeiten, die der Inszenierung des Sujets im Wege standen, eine einfache Lösung.

„Was brauchen Sie denn schon besonders? Eine Stadt, eine Armee? Das haben wir. Das spielt keine Rolle. Sie können auch eine Flotte haben. Bei uns flüht der Staat, bei uns flüht das Volk. Alles steht zur Verfügung. Was uns fehlt, sind Begabungen, junge Menschen mit Ideen.“

Usfar fragte, ob nicht vielleicht Prager den Film in Rußland inszenieren könnte, er wäre der richtige Mann dafür. Auch das sei möglich, sagte Doktor Normann. Ein Regisseur mit Welttraf, ein tüchtiger Mensch, warum nicht? Nun spielte Usfar auf den heißesten Punkt an: das Recht der Änderungen. Ja, Änderungen müßten sie sich natürlich vorbehalten, die russische Mentalität sei

anders als die deutsche, der Atem der russischen Filmkunst sei anders, Sinn und Zweck des Films in Rußland seien anders. Dem müsse man Rechnung tragen. Doch würden sich keine grundlegenden Meinungsverschiedenheiten ergeben. Das Manuskript müsse zwar in Moskau noch einer allerletzten Prüfung unterworfen werden, doch glaubte Doktor Normann, Usfar bereits jetzt eine bindende Zusage geben zu können. Prager sollte zu ihm kommen, um über die Inszenierung zu verhandeln. Sein Dostojewski-Film war in Rußland noch in guter Erinnerung. Man werde sich einigen. Bestimmte. Guter Wille sei da. Alles andere sei Kinder spiel.

Zwei Wochen darauf erhielt Usfar für das Manuskript des „Lied des Lebens“ einen Dollar-scheck. Die Verhandlungen mit Prager verliefen im Sand.

Klang das „Lied des Lebens“, und wie klang es?

Wieder war ein Werk, mit Herzblut geschaffen, in rasender Zeit, in brennendem Kampf umstritten, hinausgeflottet und verklungen.

Ohne Spur, ohne Echo.

Hatte dieser Kampf noch Sinn?

In den Straßen riefen die Plakate zur Schlacht. Argumente, wahr und falsch, Enthüllungen, lähn und erlogen, ritten in großen Buchstaben und grellen Bildern gegeneinander. Das Wort der Straßenredner warf sich in die brandende Masse wie ein Schimmer in die Wellen und hielt sie auf; Kreise bildeten sich, Stummheit bildete sich, das Ohr verschloß sich dem Klingeln der Straßenbahnen und dem Tuten der Automobile, und sog die niederbrechenden Worte in sich.

Ein Volk, Menschen, die den gleichen Weg liefen, die das gleiche Leben lebten, zerfiel, und die Teile standen gegeneinander auf.

(Fortsetzung folgt.)

zu geben, den er ihnen 1912 noch verweigert hatte. Aber die Berliner Regierung, die der Wiener die Blankovollmacht gegen Zerbin ausstellte, hätte nicht ein moralisches Recht, der französischen ihre Ermunterung Petersburgs vorzusetzen.

Und was ist es mit dem beabsichtigten Bruch der belgischen Neutralität? Poincaré spricht auch hier nur davon, daß er in Belgien einmarschieren möchte, wenn die Deutschen Truppen in der Gegend von Aachen zusammenzögen. Der Poincaré ist verständlich, wenn man weiß, daß die Deutschen damals schon den Durchmarsch durch Belgien planten, und zwar schon seit mindestens fünfzehn Jahren und daß man in Paris, in Brüssel und in London davon wußte. Allerdings hatte Graf Schlieffen schon damals gerechnet, daß auf eine deutsche Truppenkonzentration bei Aachen die Franzosen mit dem Einmarsch in Belgien antworten, daß also sie das Obium des Neutralitätsbruchs auf sich nehmen würden. Das hätte Englands Situation, bzw. die Sir Grey's bedeutend erschwert. Die Nachfolger Schlieffens und die politische Leitung Deutschlands haben sich auch dieses, wie man nun sieht, durchaus möglichen Trümpfes bedient; sie haben in ihren militärischen Plänen den Handstreich auf Pütlich eingestellt, den Schlieffen noch nicht vorgesehen hatte, und dieser militärischen Nebenhandlung wegen haben sie den Unfug der vorzeitigen Kriegserklärungen und vor allem des Neutralitätsbruchs auf sich genommen. Ob sie die moralisch Schuldigen, die moralisch „Schlehter“ waren, als die Herren auf der Gegenseite, wird wohl immer strittig sein, daß sie die Dummern waren, steht einwandfrei fest. Und darum rede man nicht von einem Beweis der deutschen Kleinschuld und der französischen Kleinschuld, wenn nicht mehr zutage kommt als die Bestätigung dessen, was die Sachverständigen längst wußten, daß in Paris und London Diplomaten, in Deutschland aber Dürrenisten die große Politik machten; daß man dort wußte, was man wollte, und die geeigneten Mittel ergriff, während man hier mit verbundenen Augen in den Abgrund stolperte! E. Fr.

Wie Hakenkreuzler lügen.

In den letzten Tagen verkünden die Hakenkreuzler in ihren Blättern und selbstverständlich auch in der bürgerlichen Presse, die ihnen ja unter offenem Himmelsstand, daß die Hakenkreuzlergewalt, der „Gewerkschaftsverband deutscher Arbeiter“, nunmehr auch für die dritten dreizehn Wochen die außerordentliche Arbeitslosenunterstützung auszahlte. Die Hakenkreuzler posieren dies als eine ungeheure Tat aus, obwohl es reichlich spät ist, daß sich die Hakenkreuzler endlich dazu entschlossen haben, die Krisenunterstützung auszugeben. Es genügt schon der Hinweis, daß der Internationale Metallarbeiterverband bereits seit Jahresbeginn die außerordentliche Arbeitslosenunterstützung für die dritten dreizehn Wochen auszahlte, während die Hakenkreuzler erst jetzt damit kommen. Seit 1. Jänner des heurigen Jahres sind nämlich die Gewerkschaften schon berechtigt, diese Krisenunterstützung auszugeben, wenn sie sich rechtzeitig die Bewilligung vom Fürsorgeministerium eingeholt haben. Die Hakenkreuzler hatten dies aber allen Anschein nach nicht getan, sondern haben erst jetzt dies verlangt. Wohl versprechen sie ihren Mitgliedern, daß sie nachträglich die seit 1. Jänner fällige Unterstützung nachzahlen werden, was ja sehr schön sein mag — doch wovon sollten die Ausgesteuerten seit Jahresbeginn leben? Die Hakenkreuzler liegen also — wie sie jetzt selbst bekennen — ihre ausgesteuerten Mitglieder seit Jahresbeginn hungern, obwohl sie ihnen hätten Unterstützung auszahlen können, wenn sie nur gewollt, das heißt rechtzeitig darum angefragt hätten. In diesem Falle ist also der Unterschied zwischen freier Gewerkschaft und Hakenkreuzlern sehr deutlich zu erkennen: Die Mitglieder des Internationalen Metallarbeiterverbandes konnten seit Jahresbeginn bereits die Krisenunterstützung beziehen, während die Hakenkreuzler ihre Ausgesteuerten bis heute hungern lassen! Dennoch wagen es aber die Ritter vom Hakenkreuz in ihren Blättern in großem Druck die Lüge zu verkünden: „Die marxistischen und christlichen Verbände vorenthalten diese Unterstützung ihren Mitgliedern und schädigen dadurch die Arbeitslosen!“ Kann es eine bodenlosere Gemeinheit als diese Lüge geben? Seit einem Vierteljahr zahlt der Internationale Metallarbeiterverband die Krisenunterstützung bereits aus und trotzdem behaupten die hakenkreuzerischen Lügenmänner, die marxistischen Verbände vorenthalten ihren Mitgliedern die Krisenunterstützung! Metallarbeiter, zeigtden in den Betrieben diese Lüge der Hakenkreuzler allen Arbeitern auf, damit diese Hakenkreuzermanieren von allen ehrlichen Arbeitern erkannt werden!

Der Vertrauensmann

liefert die

Tribüne

Monatsschrift

für Arbeiterpolitik und Arbeiterkultur.

Die „Tribüne“ unterrichtet über sozialistischen Vertrauensmann über die aktuellen Probleme des internationalen Sozialismus, der Ökonomie und der Kulturpolitik. Jahressubskription 40 K., vierteljährlich 10 K., Einzelhefte 4 K. Bestellungen durch den Vertrauensmann, die Schriftleitungsstellen, Volksbuchhandlung oder direkt an die Verlagsstelle, Postfach 11, Neudamm 18.

Jugend, wir rufen Dich!

Sonntag, den 29. März 1931

Werbeveranstaltungen in allen Bezirken!

Balkanbund oder Balkanhaos.

Von Hermann Wendel.

Die erste Balkankonferenz, die, besetzt aus Griechenland, Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien, Albanien und der Türkei, vom 5. bis 12. Oktober vergangenen Jahres in Athen beriet und beschloß, war zwar ein privates Unternehmen, aber deshalb beläuft keine Zusammenkunft heillosen Wollensdudschpinner, denn hinter den Vertretern der verschiedenen Länder standen starke soziale Kräfte: das Industrie- und Bankkapital, der Großhandel, die Bauern- und Arbeiterorganisationen. Die Bedeutung der Konferenz liegt darin, daß diese sich im praktischen Leben bewegenden Delegierten jeder aus den Erfahrungen seines Wirkungskreises heraus den Gedanken des engen Zusammenschlusses aller Balkanländer herabhaft bejahen und daß derart die Lösung des Balkanbundes Jügel bekam. Als ständige Organe der Konferenz wurde ein Sekretariat eingesetzt und ein Ausschuss gewählt, der vor wenigen Wochen in Saloniki eine fruchtbare Sitzung abgehalten hat, und für den zweiten Kongreß, der im Oktober dieses Jahres in Konstantinopel tagen soll, regen sich schon emsig viele Hände und Hirne.

Da Dr. Topalowitz, vor und nach dem Kriege bewährter, in der ganzen Internationalen angesehenen Führer des serbischen Sozialismus, an den Besprechungen in Athen und Saloniki als Abgeordneter der jugoslawischen Arbeiterkammern teilgenommen hat, legt er jetzt eine Schrift „Für die balkanische Verständigung“ vor, die es verdient, aus dem Serbokroatischen in die großen europäischen Sprachen übersetzt zu werden, denn sie berichtet nicht nur über Drum und Dran jener Verhandlungen, sondern faßt das Problem des Balkanbundes auch an seiner Wurzel, nämlich historisch. Auch gibt sie, ohne es ausdrücklich hervorzuheben, den sozialistischen Standpunkt zu dieser Frage, die nicht nur für den Balkan, sondern für ganz Europa schicksalsträchtig ist: die Pandorabüchse der thalot-illyrischen Halbinsel, wie sie ehemals hieß, kann sich wie in der Vergangenheit so in der Zukunft jählings aufblähen und Uebel und Unheil über unseren ganzen Erdteil ausströmen.

Was den Wirtschaftspolitikern die Idee des Balkanbundes schmackhaft macht, ist nicht zuletzt die ökonomische, namentlich die Agrarfrage des europäischen Südostens, die eine ihrer Ursachen in der Zersplitterung eines natürlichen großen Wirtschaftsgebietes hat: man kann weder sachgemäß produzieren noch erfolgreich exportieren, wenn man alle Nase lang gegen eine neue Grenze prallt. Die wirtschaftliche Annäherung der Balkanstaaten aber, die Niederlegung der Zollgrenzen, der sinnvolle Ausbau ihrer Eisenbahnen und Wasserstraßen schneide einen über 800.000 Quadratkilometer umfassenden, gewaltigen Raum, auf dem sich die kapitalistischen Produktivkräfte ganz anders entfalten könnten wie bisher. Obwohl mit dem erdrückenden Hebergewicht der Landwirtschaft die Wirtschaftsgrundlage in den verschiedenen Ländern fast die gleiche ist, würde manchem doch eine besondere Rolle zufallen; Griechenland etwa ist berufen, das Seetor des Balkans zu werden, ein einziges Hafengebiet, für das die Gesamtheit der übrigen Staaten das Hinterland abgibt.

Wenn Topalowitz auch nicht die soziale Bedeutung der angestrebten Verständigung, Verständigung einer allgemein balkanischen Freizügigkeit und Angleichung der Sozialgesetzgebung, unterschätzt, so ist ihm, dem Sozialisten, dem als Erbe Swotofar Markowitsch die Lösung der Föderation freier Balkanrepubliken im Blute kreist, der Balkanbund in erster Reihe ein Politikum unter dem Bocarno-Geiste. Er sieht darin, als Vorstufe für das gesamte Europa, „die politische Gruppierung der kleinen Völker auf dem Balkan und an der unteren Donau, die eine für das andere Rückbarn sind und durch ihr wechselseitiges Bündnis die volle Bürgerschaft für ihre Unabhängigkeit erhalten“. In der Tat entsteht hier ein Block von etwa sechzig Millionen Menschen, die das gleiche Interesse bewegen, sich nicht mehr wie all die Jahrhunderte hindurch von Mächten außerhalb des Balkans in ihre ureigensten Angelegenheiten hineinreden zu lassen. Kling und klar steht Topalowitz diesen Vorteil für die einzelnen Staaten auseinander. Die Türkei a. S. findet nur in der Rückendeckung durch einen starken Balkanbund Sicherheit für ihren europäischen Besitz, während umgekehrt den anderen Balkanstaaten daran liegen muß, Konstantinopel in den Händen der Türkei statt einer europäischen Großmacht zu sehen. Auch Albanien hat nur die Wahl, als Kolonie Italiens dahinzukümmern oder als freier Staat im Rahmen des Balkanbundes zu gedeihen. Freilich ist sich auch Topalowitz bewußt, daß der wichtigste Punkt die Frage der

nationalen Minderheiten ist. Die Geschichte hat es so gefügt, daß die Landkarte des Balkans mit Nationalitätenprengeln übersät ist. Durch Ziehung welcher Grenze immer sind die nationalen Minderheiten nicht zu beseitigen, alles kommt darauf an, ihnen durch Ausführung der bestehenden, durch Schließung neuer Schutzverträge Atemluft und Elbogensfreiheit zu verschaffen. Aber leider sind sich die einzelnen Staaten nicht einmal über den Begriff der nationalen Minderheit einig. Hier erhebt die makedonische Frage ihr Medusenhaupt, da Sofia, die in Jugoslawien lebenden Makedonier als nationale Minderheit bulgarischer Herkunft anspricht und Belgrad ihnen diese Eigenschaft verweigert. Eben in Saloniki haben die bulgarischen Unterhändler diese Frage aufs Tapet gebracht, und wenn sie auf Vorschlag der Türken auch durch zwei Ausschüsse gefiltert und entsigert werden soll, ehe sie im Herbst der Konstantinopeler Konferenz vorgelegt wird, so malt der kühle Betrachter der Vorgehensarten an dieser Stelle doch ein dickes Fragezeichen hinter die Balkan-Annäherungsbestrebungen.

Denn mag Topalowitz hundertmal für einmal mit seiner These recht haben, daß alle Minderheitsfragen, sobald sie für keinen Staat mehr politische oder militärische Bedeutung haben, leicht lösbar sind, daß Bulgarien nur durch das Aufgehen in der jugoslawischen National- und Staats Einheit auf einen grünen Zweig zu kommen vermag, und daß längst „der Geschichte ehrendes Ruh“ treibend hinter dem Zusammenschlußdrang der Balkanvölker steht, so hat doch der altböde Feind jeder Einigung Südosteuropas, der faschistische Imperialismus Roms, in Sofia, wie in Tirana mehr als einen Stein im Brett. Wenn nach der Athener Konferenz die große bulgarische Zeitung „Mir“ das Vordringen Italiens auf dem Balkan als „verständliches, natürliches und legitimes Streben“ begrüßen konnte, schlägt das dem obersten Grundton der Bewegung ins Gesicht, für die Topalowitz so scharfsinnig und warmherzig wirbt: Der Balkan den Balkanvölkern!

Deutsche Hausmusik bei Hitler.

Herr Frid hat seinerzeit den lächerlichen Versuch gemacht, die Jagdmusik in Thüringen zu verbieten. Er hat es ferner auf die moderne Kunst und die moderne Musik abgesehen. Er hat den Generalmusikdirektor des Nationaltheaters in Weimar hinarangeführt, weil er zu viele moderne Musik gepflegt habe. Herr Frid führt einen Kulturkampf, den Kampf des einschüchternen, zurückgebliebenen, nitbeauslofen Spießbürgerturns gegen die Kultur.

Es ist eine Groteske, zumal wenn man, namentlich im Musikalischen, das Kulturniveau jener Schichten bedenkt, die Herrn Frid und seinegleichen tragen.

Ein Berliner Musiker und Schumann hat 100 Schüler einer höheren Schule über ihre Stellung zur Musik befragt und hat die Ergebnisse veröffentlicht. Die Umfrage ergab eine erschütternde Abneigung jeder ersten Musik, vor allem der Kammermusik. Die Argumente waren ganz gleichartig: erste Musik sei langweilig, sie biete keine Fortentwicklung. Schlagert und Tanzmusik wurden ganz allgemein bevorzugt. Ein fünfzehnjähriger antwortete: Für die Jugend sind Schlagert sehr angebracht! Das Lied als musikalische Kunstform schien für die Schüler überhaupt nicht zu existieren. Kurzum, das Ergebnis war, daß diese 100 Schüler absolute Oberflächlichkeit, Kulturlosigkeit und Flachheit zeigten. Das ist der Nachwuchs an sogenannten Gebildeten!

Kann ist unbestreitbar, daß ein sehr großer Teil der Schüler der höheren Schule heute aus jenen sozialen Schichten stammt, die in Scharen den Nationalsozialisten nachlaufen. Die Umfrage gibt deshalb zugleich ein Bild von der kulturellen Lage dieser Schichten. Der Schlagert und die Tanzmusik sind eben die deutsche Hausmusik jener Familien, in denen man von Hitler schwärmt. Die Liebe zum Schlagert und zur Fortentwicklung durch Musik zeigt ungeheurer zur Bestimmung. Es wäre auch unvorstellbar, daß ein nationalsozialistischer Junge gleichzeitig für Mozart und seine Kunst schwärmen und einen Mäzigen von anderer Denkungsart vollständig mit Schlagert oder Revolver-Musik künste! Oder glaubt man, daß die Bestimmung, die aus der nationalsozialistischen Propaganda spricht, sich mit jener humanitätsgewinnung verträgt, die in Beechovens letzter Symphonie zum Ausdruck kommt! Nur kann man ermaßen, welche tiefe Heuchelei in den nationalsozialistischen Verleumdungen liegt, ein Monopol auf deutsche Kunst für sich zu beanspruchen. Der Nationalsozialismus ist der schlimmste Feind der Kunst wie der Kultur überhaupt!

Mährisch-schlesische Landesvertretung.

Präsidium, den 25. März 1931. Die Tagesordnung der heutigen Sitzung der Landesvertretung wurde durch eine Vorlage über die Stellung des Landesauschusses zu dem Regierungsentwurf über die Rechtsverhältnisse in den Geldanstalten des Landes ergänzt. Die Aufmerksamkeit des Plenums in der Debatte zu diesem Gegenstand fanden die Ausführungen des tschechischen Genossen Bojnár, der die Tätigkeit des Innenministeriums und des Landesauschusses in der Frage der Justifizierung der Landesemissionsanstalt einer gründlichen Kritik unterzog und der Landesvertretung mehr Radikalität gegenüber den zuständigen Ministerien gegenüber in seinen Entscheidungen, die die Autonomie des Landes zu einem leeren Begriff machen, empfohlen. Sodann wurden Vorträge, die den Gegenstand der Frühjahrsfestion der Landesvertretung bildeten, genehmigt. Anschließend fanden Ertragswahlen in den Rechtsausschuss, wie in die schlesische Kommission statt. Zum Schluß der Sitzung gab der Landespräsident bekannt, daß nach einer Mitteilung des Innenministeriums der Vorschlag des Landes für das Jahr 1930 von der Regierung ohne Änderung genehmigt wurde, jedoch unter der Einschränkung, daß der ausgewiesene, ungedeckte Abgang aus dem ordentlichen Vorschlag eliminiert werde.

Der Budgetausschuss des Senates nahm gestern die beiden wasserwirtschaftlichen Vorlagen in der Fassung des Abgeordnetenhauses an. Ferner wurden zwei Resolutionen genehmigt, die die Errichtung und genaue Führung von Wasserbüchern bei den politischen Bezirksbehörden verlangen; ferner soll das Bodenamt aufgefordert werden, ein möglichst großes Quantum landwirtschaftlichen und Waldbodens aus der Bodenreform zu reservieren, um die Befreiung von Grundsteuern, die für Wasserbauten entignet werden müssen, entsprechend zu entschädigen.

Im Wehrausschuss des Senates wies gestern Verteidigungsminister Biskovský darauf hin, daß die Militärverwaltung heuer bis 20. März bereits um rund 146 Millionen Lieferungen vergeblich habe, wovon auf Textilien 16, auf Konfektion (Uniformen) fünf, auf Schuhlieferungen fast 17 und auf die Metallindustrie 105 Millionen entfallen. Weitere Lieferungen für 41,5 Millionen werden demnächst vergeben werden. Die regelmäßigen Lebensmittellieferungen sind in diesen Summen nicht enthalten. Weiters beruht die Minister auf die Begünstigungen hinsichtlich des Urlaubes, die der aktiven Mannschaft gewährt wurden. Außer den vorgesehenen drei Wochen Urlaub für gut beschriebene Soldaten trat heuer die weitere Begünstigung, daß die Mannschaft, die Ende März abstrafen soll, bereits am 20. März entlassen wurde. Dagegen müssen Urlaube, die 21 Tage, bzw. heuer 20 Tage überschreiten, so u. a. Ernteurloab, nach den klaren Bestimmungen des Wehrgesetzes nachgedient werden. Der Minister habe ferner angeordnet, daß Ansuchen um Verlegung des Termins von Waffenübungen nach Möglichkeit berücksichtigt werden sollen. In der anschließenden Debatte wurde die Frage der Dienstverfugung, der längerdienenden Unteroffiziere und der Einrechnung der Präsidentschaft bei Staatsanstellungen u. a. behandelt.

Sie können nicht lesen. Das „Rude Právo“ schreibt in seiner gestrigen Nummer, daß der Standpunkt der deutschen Sozialdemokratie in der Tschechoslowakei zum deutsch-österreichischen Wirtschaftsvertrag darin bestehe, daß die Partei sowohl gegen den Anschluß, als auch gegen die deutsch-österreichische Jollunion sei. Wir möchten den Herren aus dem „Rude Právo“ den Rat erteilen, sie mögen sich das Schulgeld, das sie in der ersten Klasse gezahlt haben, zurückgeben lassen. Lesen haben sie noch nicht gelernt.

Die Konturs- und Ausgleichsordnung in der neuen Fassung des Abgeordnetenhauses wurde gestern vom verfassungsrechtlichen Ausschuss des Senates unverändert angenommen. In einer Resolution wird die Regierung aufgefordert, die Entwicklung der Kreditorenverbände zu verfolgen und zu erwägen, ob nicht eine gesetzliche Grundlage für ihre Beteiligung im Konturs- und Ausgleichsverfahren geschaffen werden soll.

Belgrad gegen unsere Handelspolitik.

Prag, 25. März. Die „Nat. Pol.“ gibt heute zu, daß sich die Unterwerfung des Handelsvertrages mit Südslawien durch günstige Angebote Deutschlands an Belgrad verzögert habe. Man müsse auch damit rechnen, daß sich in Belgrad starke Einflüsse bemerkbar machen, die sich stark gegen die tschechoslowakische Handelspolitik auf dem Balkan wenden.

Tagesneuigkeiten. Eisenbahnunglück bei Rajchan.

Ein Later, acht Verletzte.

Rajchan, 25. März. Als heute um 5 Uhr 10 früh der Zug Nr. 703 die Station Rajchan in der Richtung Pörsch verließ, kam es bei Kilometer 47.1 an einer durch den überschwellenden Fluß Torusja hart unterwasserten Stelle zu einem Unglücksfall. Das Geleise lockerte sich hier plötzlich, wobei die Lokomotive, der Dienstwagen und zwei Personenwagen ins Wasser stürzten. Der Lokomotivführer, der Heizer, der Zugführer und vier Reisende erlitten schwere Verletzungen. Aus Rajchan wurde ein Rettungszug abgefertigt. Der Personenverkehr wird einstweilen durch Umsteigen aufrecht erhalten.

Der schwerverletzte Lokomotivführer Johann Lotz ist inzwischen seinen Verletzungen bereits erlegen. Er war Witwer und Vater zweier Kinder. Lotz sprang wahrscheinlich von der Lokomotive erdrückt. Er lag unter derselben und hielt in einer Hand noch den Hebel. Der Heizer Johann Teresca aus Rajchan, Vater zweier Kinder, wurde mit schweren Kopfverletzungen aus dem Wasser gezogen. Der Zugführer Klusarobly hat die Beine und zwei Finger an einer Hand gebrochen. Sechs leichter Verletzte hat der Lpianer Distriktsarzt behandelt. Die Verletzten wurden durch die Rettungstation in das Krankenhaus in Pörsch gebracht.

Ein zweiter Unfall glimpflich abgelaufen.

Rajchan, 25. März. Gestern um 6.57 Uhr rutschte auf der Straße Poprod-Groß Podolinec zwischen den Haltestellen Busover-Kreuz der aufgeweckte Hans ab, gerade als sich der Zug Nr. 401 näherte. Durch die abstürzenden Erdatassen wurde die Lokomotive einen Meter vom Geleise geschleudert. Weiters entgleiste ein Personenwagen mit einer Kasse. Verletzt wurde niemand. An die Unfallstelle ging ein Hilfszug ab, und um 23 Uhr war die Strecke bereits wieder freigemacht.

Nach dem Freispruch Bauers.

Anklagen gegen die österreichische Polizei.

Wir haben schon während des Prozesses Bauer darauf verwiesen, daß der Mord an der Katharina Fellner längst geklärt, der Täter einwandfrei festgestellt und erwiegen wäre, hätte nicht bei der Untersuchung die Polizei in grotesker Weise verzagt. Sie hat mit ihrem Gutachten, daß die Tote an einem falschen Gedächtnis einwandfrei ausländischer Herkunft als Ausländerin zu erkennen sei, die rasche Identifizierung der Leiche verhindert und mußte ein Jahr nachher zugeben, daß tatsächlich das Gebiß der Fellner ein Wiener Erzeugnis sei und daß sie daran ohne Mühe identifiziert werden konnte. Nun verweist auch der Wiener „Abend“ darauf, daß die Polizei wichtige Spuren vernachlässigt, eine Anzeige, daß die Tote die Fellner sei, einfach nicht zur Kenntnis genommen habe. Als dann nach der berühmten Hofrat Wahl seinen Fehlgang mit Fellner unternahm, wurde die Spur vollends vermissen. Aber auch das Gericht hat die Untersuchung verschlampt und während der Voruntersuchung den Richter gewechselt. Schließlich kommt dazu, daß Behörden und Gericht vor dem Angeklagten zurückwichen. Der „Abend“ schreibt darüber:

„Gegenwärtig man sich doch, daß der Hilfsarbeiter Hans Walter unter dem furchtbaren Verdacht des Raudmordes verhaftet worden wäre. Glaubt ein Mensch in Wien, daß mit ihm so viel Umstände wie mit Gustav Bauer gemacht worden wären? Zweifelst man daran, daß seine Geliebte, die Hausgehilfin Josefa Zerkel, sehr gründlich verhört und ihr nicht erst eine Reihe nach Aufstellungen gestatteter worden wäre? Ihr wäre der Oberkommissar Dr. Böhm nicht nachgefahret und hätte sie dort vernommen. Man hätte sie unter dem Verdachte der Verschleierung, wenn nicht der Mithäterschaft von der Stelle weg verhaftet und sie „eindringlichen“ Verhören unterzogen, die zweifellos mehr zur Wahrheitsfindung beigetragen hätten als die Plaudereien des Dr. Böhm mit Frau Alice Defzer in Paris.“

Die Behörden sind vor dem Reichtum Bauers, vor dem angesehenen Kaufmann aus guter bürgerlicher Familie, vor den Beziehungen der Frau Alice Defzer, der Kommerzialrätigin (!), vor den Verbindungen der Verwandten Bauers, einfach zusammengeknickt, und so sehr sich der Staatsanwalt Mühe gegeben hat, eine grausige Tat zu sühnen, so gewiß muß er erkennen,

daß Polizei und Gericht die vielbesprochene Nebenuntersuchung in diesem Prozeßverfahren gefördert, begünstigt, ermuntert haben.

Polizei und Gericht haben dadurch, daß sie mit vornehmer Leistungsbeise die Zeuginnen einberufen, daß sie das Gestrüpp der Verschleierung überwindern ließen, die Grundlagen der Anklage unterhöhlte zu ihrer eigenen Unschuld alles restlos aufzuklären, den Beweis erbracht, daß sie zweierlei Recht kennen. Vor Reichtum, Beziehungen, Einfluß und Verbindungen machen unsere Behörden halt, und zapackende Polizeifürste verwandeln sich plötzlich in Sammetpflücheln. Was Wunder, wenn der Wahrheit ein Bein nach dem anderen gestellt werden konnte?“

Go ist das Indianerleben. Der schweigende Feind.

Der amerikanische Film, der den Neger bei jeder Gelegenheit verhöhnt, achtet und verehrt den Indianer. Die rote Kasse ist nicht nur stolzer und selbstbewußter als die durch Jahrhunderte gedemütigte schwarze, sie ist den weißen Herren Amerikas auch ungeschlagener. Und sie hat als einzige unter den Rassen, die Nordamerika bevölkern, eine eigene bodenständige Kultur. Es ist daher kein Wunder, daß der amerikanische Film immer wieder die seltsame Welt der aussterbenden Indianervölker darzustellen unternimmt. Die Paramount hat schon mit den Filmen „Untergang der roten Kasse“ und „Kohaut“ auf diesem Gebiet zwei völkerverständlich wertvolle Werke geschaffen. Ein neuer Indianerfilm der Paramount, „Der schweigende Feind“, hat die Indianer des hohen amerikanischen Nordens, die den Eskimos verwandten roten Stämme Kanadas, zu seinen Helden gewählt.

Die indianischen Helden dieses Films unterscheiden sich wesentlich von den Indianern, die seit Karl May, Cooper und ihren Nachahmern in unserer Vorstellung leben. Der Film bringt ausschließlich Indianer auf die Leinwand, aber man sieht weder einen Wapiti noch einen Tomahawk, weder ein Bison noch einen Stalp. In dichtes Pflanzwerk verirrte Jäger durchsuchen die einsamen Wälder Kanadas nach Wild. Ihr Feind sind nicht fremde Stämme, nicht einmal die heimtückischen Bleichgesichter, die den roten Bruder mit Donnerbüchsen und Jencrowasser vernichten, ihr Feind, der gefährlichste, der schweigende Feind, ist der Hunger.

Wenn die Jagdgründe des Stammes von Wild entblößt sind, werden die arbeitsamen Felte abgerissen und auf Hundeschritten verladen; durch endlose weiche Einsamkeit ziehen die Indianer in eine andere Gegend, in der sie neuen Wildreichtum vermuten. In den Bergen werden sie von Raubtieren bedrängt, die es auf die geringen Fleischporträte der toten Karawane abgesehen haben; das letzte Reh muß gegen die Vergewaltigen, die Wälder, die ausgehungerten Jünglinge verteidigt werden. Herr des Stammes ist der Häuptling. In Wirklichkeit aber hält der Medizinmann die Macht in den Händen, denn er vermag durch seine Beschwörungseremonien die Geister der Kräfte zu umnebeln, er vermag sie durch vorge-

tauchte Offenbarungen nach seinem Willen zu lenken. Der Regisseur S. B. Carver hat in seinen Indianerfilm eine Spielhandlung eingelegt, die auf einem einfachen Eiferjuchtmotiv aufbaut. Ein fähiger Jäger und der hinterlistige Medizinmann bewerben sich um die Hauptlingswürde. Beinahe gelingt es dem Jäger, mit seinen Schwindelkünsten den Jäger zu überwinden, als endlich die ersehnte, aus den Banden des Hungers erlösende gigantische Kammelhäerde am Horizont erscheint und die Kammelhäute des Medizinmannes als Beleg einkarrt. Diese Handlung aber drängt sich nirgends in den Vordergrund, sie ist nur Gerippe des Films, der das Leben der Indianer und ihren zähen Kampf gegen den Hunger gestalten will. Wer von dem Film die übliche Indianerromantik erwartet, wird enttäuscht sein. Obgleich die irdischen Spannungsmotive landläufiger Wildwestfilme fehlen, ist der Film vom Anfang bis Ende fesselt. Carver hat ihn mit geschickter Hand geformt, jede Szene hat ihren eigenen Reiz. Hervorgehoben seien die Todesstunde des Häuptlings, der vom Schicksal gefällt wird wie ein großer Baum des kanadischen Waldes von der Art des Holzfallers, und die durch Bildmontage und Begleitmusik dramatisch gesteigerte Szene der Beschmörung des großen Seistes; sie erinnert an eine andre Aufnahme unvorstellbarer Wessensuggestion, die Predigt in dem Regierfilm „Halleluja“. Der Ernst und die Wirklichkeitsstreue, mit der hier das Dasein der Indianer gezeigt wird, geben dem Film reiche volksbildnerische Werte. Ein paar vom schablonenhaften Spielfilm übernommene dramaturgische Anstöße können seinen Wert als Kulturfilm nicht vermindern. Der „Schweigende Feind“ ist ein stummer Film, der mit einer ausgezeichneten Begleitmusik auf Schallplatten synchronisiert wurde. In einem kurzen, englisch aufgenommene und deutsch synchronisierten Prolog spricht ein alter Häuptling über sein Volk und über das Werden des Films. Schauspielereinstellungen im Sinne des Theaters oder des Unterhaltungsfilms gibt es hier nicht; Indianer spielen in ihrer Heimat vor der Kamera ihr wirkliches Leben. Einige Bilder des Films sind feinfühlig und stimmungsvoll photographiert, die blaue und grüne Tönung mancher Aufnahmen wirkt wohl veraltet, stört aber nicht.

Wer einmal den Fall der Susi Hauser-Debriant studiert hat, in dem die österreichische Justiz sich konstant weigerte, die Anklage zu erheben, obwohl weit mehr Indizien als etwa gegen Gustav Bauer, gegen den Dr. Hauser vorlag, der aber als Sohn des Präsidenten des Industriellenverbandes über aller Justiz stand, wird aufs Wort glauben, daß auch in dem Prozeß Bauer gesellschaftliche Rücksichten die Untersuchung verunkelteten.

Der „Abend“ verweist dann auf eine Reihe ähnlicher Fälle, in denen die Geschworenen mit Freispruch vorgingen oder die Anklage nicht erhoben werden konnte, weil die Polizei nicht imstande war, verhältnismäßig leichte kriminallistische Aufgaben zu lösen. Die Wiener Polizei hat sich unter Schobers Leitung angeblich zur „besten der Welt“ entwickelt, wie sie selbst immer wieder versichert. In Wahrheit ist sie nur im Niederknicken der Arbeiter lächlich, in kriminellen Dingen aber vermag sie jämmerlich. Die Gefahr besteht für jeden Sicherheitsapparat, der seiner eigentlichen Aufgabe entzogen und auf die Verfolgung „politischer Verbrecher“ gedrückt wird. Auch hierzulande wäre es wünschenswert, daß die Polizei sich mit größerer Sorgfalt der Aufspürung der Verbrecher widme, und weniger stark für Demonstrationen gegen die friedliche Bevölkerung (unter dem Deckmantel der Verhinderung gegenüber kommunistischer Umtriebe) verwendet würde. Eine ganze Reihe Morde hätten ihrer Aufklärung und werden nie aufgeklärt werden, weil wir den kostspieligen und großen Polizeiapparat anscheinend nur dazu haben, daß er an den gewissen „Roten Tagen“ in überflüssige und die Bevölkerung nur beunruhigende und belästigende Aktion tritt.

Ein besseres Funktionieren des Polizeidienstes und nicht, wie manche glauben, der häufige Vollzug der Todesstrafe würde der Kriminalität steuern. Denn der Verbrecher fürchtet nicht die Todesstrafe, sondern einfach das Ermächtigtwerden. Er rechnet damit, nicht gefasst zu werden, und erwägt nicht, ob dann der Henker oder der Kerker wartet. Ruh er sich nach allen Erfahrungen sagen, daß er wenig Aussicht hat, durchzuzukommen, so wird er Hemmnissen haben, weiß er aber, daß die Polizei andere Sorgen hat und lieber zehn Kommunisten als einen Verbrecher einstellt, dann wird er das Verbrechen ohne Zagen vor dem Henker doch riskieren!

Lehner gekündigt.

Regensburg, 25. März. Die Justizpressestelle teilt mit:

Der wegen Mordes zum Tode verurteilte Kurt Lehner hat heute zuerst den Bochmmeister des Gerichtsgefängnisses und sodann dem Richter ein Geständnis abgelegt. Er gibt an, einen Wanderburschen in der Nähe von Reichenbach im Vogtlande in sein Automobil aufgenommen zu haben. Etwa zwanzig Kilometer vor Sohenbach in der Oberpfalz habe er angehalten. Beide seien dann ausgefliegen, da sei ihm die Gelegenheit zur Ausführung des Mordes günstig erschienen, da der Wanderbursche über Ralte flohe. Lehner habe seine große Reisetasche angepackt und den Wanderburschen so in die Dede eingeküllt, daß auch die Arme eingewickelt waren.

Dann habe er eine starke Schnur aus der Tasche genommen, dem Wanderburschen um den Hals gelegt und ihn dann ermüdet. Bei Mariani (bei Regensburg) habe er die Leiche verbrannt, nachdem er sie vorher auf den Freyhof gefesselt habe. Den Namen des Ermordeten will Lehner nicht wissen. Die Angaben über die Person werden nachgeprüft, so daß Aussicht auf Ermittlung derselben besteht.

Der Mord in Palmei aufgeklärt.

Utschod, 25. März. Die beiden Eisenbahnträger der rumänischen Grenzstation Palmei, die unter dem Verdachte des Mordes an dem Geldwechsler Weiss verhaftet worden waren, wurden heute einem Verhör unterzogen. Der eine der Träger namens Ladislav Rohjze gestand, den Geldwechsler mit einem Peil erschlagen und die Barschaft geraubt zu haben, die er sodann im Rauschgang des Bahnhofswasserbehälters versteckt habe. Den Mord habe er allein begangen. Rohjze wurde in die Haft des Sathmarer Gerichtes eingeliefert.

Methoden des Prager Radiojournals. Gestern abends sollte in der Deutschen Arbeiter-Lesung des Prager Rundfunks Genosse Goldschmidt über die „Arbeitslosigkeit in den deutschen Randgebieten der Republik“ sprechen. Der Vortrag war, wie die Prager „Armatia“ mitteilt, (die die Rittlerin zwischen unserer Programmstelle und dem Radiojournal ist) rechtzeitig angekündigt und das Manuskript rechtzeitig eingereicht. Als der Vortragende aber in die Sendestelle kam, wurde ihm mitgeteilt, daß das offizielle Tagesprogramm diesen Vortrag nicht ausweise und daß keinerlei Manuskript von der Zensurstelle eingelangt sei. Da ungeschickt oder gar frei sprechen nicht erlaubt ist, wurde vom offiziellen Sprecher — ohne Angabe von Gründen — der Vortrag abgelehnt. Da im Radiojournal in den Abendstunden niemand mehr amtiert, konnte gestern nicht mehr erhoben werden, ob hier Schlampelei oder bösartige Absicht vorliegt. Es ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß die hohe Radiozensur einen Vortrag über dieses Thema nicht wünschte, aber weder den Mut noch den Anstand anbrachte, den Vortragenden oder die Vermittlungsstelle davon in Kenntnis zu setzen. Ob diese Vermutung richtig ist, wird sich in Balde zeigen.

Neue Anrede für Verbrecher. In Heidelberg wurde ein Mann überfallen, der im Auftrage eines Lebensmittelschäfers zweitausend Mark zur Bank bringen sollte. Er wurde mit einem Schlagring niedergeschlagen und die Tasche wurde ihm entziffen. Der Täter flüchtete, konnte aber gefasst werden. Vor der Polizei warf er sich in die Brust und erklärte: Raubüberfall, aber keine Spur, im Gegenteil, höchst honorarig, so patriotische Tat! Das Geld — hat keine Rolle gespielt. In der Tasche konnten wichtige politische Schriftstücke sein und die wollte ich haben! Dieser Straßenräuber hat aus der nationalsozialistischen politischen Praxis manches gelernt. Er hat gelernt, wie man gemeines Verbrechen mit einem politischen Mantelchen versehen muß, er hat gelernt, daß die Spekulation auf nationalsozialistische Justiz von vornherein nicht ohne Erfolg ist. Und schließlich hat er sich gelogt: Welch ein Unterschied ist im

Bom Rundfunk. Empfehlenswertes aus den Programmen.

Freitag.
Prag: 10.15: Schallplatten, 11.30: Schallplatten, 13.15: Schallplatten, 16.05: Schallplatten, 18.30: Deutsche Sendung: Dr. O. Treusch-Buitlar: Staatliche Bauförderung und die gemeinnützige Beratung der deutschen Haushalte für Wohnungs- und Ziedlungsfürsorge. — Prof. Dr. S. Kasta: Die Reform des bürgerlichen Rechts in der Tschechoslowakei. 21: Russische Kompositionen. — Brünn: 11.30: Schallplatten, 13.15: Schallplatten, 17.40: Musik für die Jugend, 18.30: Deutsche Sendung: Nachrichten. — G. S. Rod, G. Lorenz, W. Staniel: Des Weib ohne Herz, Szene von P. Wilson. — Freiburg: 11.30: Schallplatten, 16: Schallplatten, 19.05: Schallplatten, 19.30: Josfo Bucil und seine Karriere, 22.30—23.30: Zeitgenössische Musik. — Berlin: 21.10: Opernabteit, 22.15: Anfchl. Stunde für die Winterhilfe. — Breslau: 18.15: Bol-laden von Soome, 21.35: Neuelieder. — Frankfurt: 19.35: Der Barbier von Sevilla, komische Oper von G. Rossini. — Homburg: 20: Wagnerkonzert, 22.15: Volkemusik. — Heilsberg: 20: Traum und Leben, von Komodianten und Menschen, F. Veierle. — Königsbrunnhausen: 19.30—19.55: Prof. Waldt und O. Hefler: Mechanisierung als Lebensschicksal. — München: 18.30: Auslandsdeutsche Viertelstunde, 19.30: Unterhaltungskonzert, 21.30: Ein kurzes Leben, Oper von W. de Falla. — Wien: 20: Konzert, 22.15: Langmusik aus Tonfilmen.

Gründe genommen zwischen mir und meinen Berufskollegen, die in der nationalsozialistischen S. A. organisiert sind? Gar keiner, warum soll ich es nicht so machen wie sie. Die Öffentlichkeit aber wird wiederum von diesem Räuber zu lernen haben. Rämlich die Gründe dafür, daß es keines-gleichen so auffällig zur Partei des Herrn Hitler hingiebt!

„Ehemaliger Fememörder“. In der „Deutschen Zeitung“, die fast nationalsozialistischer ist als die Organe Hitlers, inseriert ein ehemaliger Fememörder: „Nationalgefeimter 23jähriger ehemaliger Fememörder, gelernter Klempner und Installateur, sucht, da baldige Heirat, Stellung als Portier. Alle vorkommenden Reparaturen werden ausgeführt.“

Zeppelin fahrlos. Die Füllung des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ ist beendet. Das Luftschiff liegt fahrlos in der Friedrichshafener Halle. Am Samstag, den 28. März findet der seit langem vorgegebene Landungsflug nach Budapest statt.

Der Hegenprozeß. Die beiden Angeklagten des Hegenprozesses in Stade, der Viehhändler Thiedemann und der Hofbesitzer Meyer, wurden zu vier, bzw. zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Angeklagten waren der vorläufigen Brandstiftung angeklagt, Antrag des Staatsanwalts und Urteilsbegründung lauteten entsprechend. In der Urteilsbegründung wird zum Ausdruck gebracht, daß das Gericht vom Aberglauben der Angeklagten überzeugt sei. Es heißt weiter, die Angeklagten seien sicher der Meinung gewesen, daß die Frau ihres Nachbarn Höft, dessen Haus sie in Brand steckten, über Hegenkräfte verfüge; das Ehepaar Höft kam, wie berichtet, bei dem Brand ums Leben. Die Sachverständigen hatten die Angeklagten für ihre Tat demantimortlich erklärt, aber in ihrem Aberglauben erblickte das Gericht einen mildernden Umstand.

Renés Krebs-Serum? Dem Londoner Arzt Thomas Lumse soll die Entdeckung eines Serums gelungen sein, das Krebsgewebe abtötet, ohne gesunde Gewebe anzugreifen.

Siebenjährige Lebensretterin. In Heidelberg rettete ein siebenjähriges Mädchen ihre fünfjährige Freundin, die an der Alten Brücke in der Neckar gefallen war. Die Siebenjährige sprang ihrer Freundin nach, packte sie an den Haaren und erreichte schwimmend mit ihr das Ufer.

Meuterei marokkanischer Schützen. Nach einer Meldung aus Casablanca kam es zu einem Streit zwischen marokkanischen Schützen auf dem Posten Agafia nördlich von Tala. Die Befehlshaber des Postens, ein Leutnant und zwei französische Unteroffiziere, die die Ordnung wiederherstellen wollten, wurden von ihren Leuten getötet. Darauf sind sämtliche marokkanische Schützen dieses Postens in die Disziplinenzone geflüchtet.

Sechs Tote bei einem Autounglück. In der Nähe von Montpellier ist am Dienstag aus bisher nicht aufgeklärter Ursache das Auto des Grafen de Artois, der selbst steuerte, in den Kanal gestürzt. Der Wagenführer sowie die fünf übrigen Insassen (zwei Diener, zwei Kammermädchen und ein kleines Kind) kamen ums Leben.

Schuldirektor erschießt Lehrerin. In Riederbach (Schlesien) erschöß ein Schuldirektor eine ihm unterstellte Lehrerin. Das Motiv des Mordes ist in einem abgelehnten Heiratsantrag zu suchen.

Das Moldan-Goldwasser. Die hydrographische Abteilung des Landesamtes in Prag teilt mit: Die Ueberschwemmung der böhmischen Flüsse verläuft ohne Gefahr und ungefähr in dem gestrigen Ausmaß. Die Höhe des Wasserstandes erreichte Weimoch früh in Rudweis 150 Zim., in Roddat 144 Zim., in Prag 101 Zim., in Pardubitz 80 Zim., in Brandeis a. d. E. 106 Zim., in Reiml 233 Zim., in Kuffig 254 Zim., in Terchen a. d. E. 290 Zim. — Fortsetzung: Für Kuffig Donnerstag früh 276 Zim., für Terchen Donnerstag vormittag plus 256 Zim. als höchster Stand.

Sonderbare Einbrecherbeute. Aus Karlsruhe wird berichtet: In die dem Steinweg Wolff aus Altröhlen gehörende Wertstätte in der Nähe des Friedhofes brachen unbekannt Einbrecher in der Nacht ein und entwendeten dort eine elektrische Lampe, ein Thermometer und einen Zylinder aus dem Vogelbauer, gewiß eine seltene Zusammenstellung einer Diebstahlsbeute. Die Einbrecher dürften wahrscheinlich verhaftet worden sein, bevor sie eine wertvolle Beute machen konnten.

Gerichtssaal.

Um die Waisenrente.

Gesetz und Laienverstand.

Prag, 25. März. Der vorliegende Fall ist deshalb bemerkenswert, weil er zeigt, wie eine vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes keineswegs able Gesetzauslegung unter Umständen zur Verletzung der gegebenen Rechtsnorm führen kann.

Die kinderlose Kriegswitwe **Mra. K.** hatte in zweiter Ehe den Cousin ihres verstorbenen Gatten geheiratet. Die erste Frau dieses zweiten Mannes war infolge der Kriegsentbehrungen gestorben und hatte eine Tochter Marie hinterlassen. Außerdem gebar die Mra. ihrem zweiten Gatten selbst eine Tochter Blanka.

Sie suchte (unbegründeterweise) als Kriegswitwe für sich um Anerkennung einer Waisenrente an, was vom Kriegsschiedsamt mit Rücksicht auf die eingegangene zweite Ehe abgewiesen wurde. Mit dem gleichen Bescheid wurde auch ihrer Stieftochter Marie eine Waisenrente verweigert, wobei das Amt irrigerweise von der Ansicht ausging, es handle sich um die leibliche Tochter der Geschiedenen mit dem ersten, verstorbenen Gatten. Sie erhielt die Rente angewiesen und bezog sie eine Reihe von Jahren, bis die Sache plötzl. heraufkam. Sie wurde nun wegen unberechtigten Rentenbezuges des Verdrachens des Betrages am Senat anklagt und hatte sich vor dem Senat des O.S.R. Hellriegel heute zu verantworten.

Ihre Verantwortung war folgende: Sie hat sich des mütterlichen Kindes als einzige Verwandte sofort nach dem Tode der Mutter angenommen, als der Vater des Kindes (ihr späterer zweiter Gatte) noch im Feld stand. Sie hat ferner niemals einen Bescheid vom Kriegsschiedsamt erhalten, in welchem die Art der Rente näher bezeichnet worden wäre. Diese Rente sei einfach von einem bestimmten Tage des Jahres 1921 an am 15. jedes Monats unter der Bezeichnung „Waisenrente“ anzuweisen worden. Und endlich habe sie sich zum Empfang dieser „Waisenrente“ durchaus berechtigt gefühlt, weil sie der Ansicht sei, daß nicht nur die Kinder von verstorbenen Vätern, sondern auch die Waisen nach Frauen, die den Kriegsentbehrungen im Hinterlande erliegen, als rentenberechtigte Kriegswitwen anzusehen seien.

Man muß gestehen, daß diese Laienauslegung eines juristischen Begriffes der Senat nicht entbehrt. Aus dem erwähnten Bescheid des Amtes hätte sie allerdings entnehmen müssen, daß diese Rente ihr allerdings nicht zustand, daß sie einen solchen niemals erhalten habe, wird durch die Zeugenschaft eines Konzeptbeamten glaubhaft, der die desolaten Papiere dieses Amtes im Jahre 1921 schlichtete. Ransel an Beuten und „Tradition“ (wie er sich ausdrückte) und ein Einlauf von über 300.000 Gulden. Es seien Tausende von Erbschaften, die mit der Post (aber nicht; reformmandiert) erledigt wurden, verloren gegangen. So hat also das Amt einen Fehler begangen und die Angeklagte aus den erdachten Gründen die nicht gerechtfertigte Rente angenommen. Zur Rückerstattung ist sie bereit.

Nach dem mit maßstabstücker Gewissenhaftigkeit durchgeführten Beweiserhebungen konnte der Senatvorsitzende O.S.R. Hellriegel den Freispruch verkünden.

Die feindlichen Nachbarn.

Ein Stimmungsbild.

Prag, 25. März. Zwei ehrliche Damen, Mutter und Tochter, unter Anklage der Verletzung der feindlichen Zeugenaussage. Als Hintergrund der erbitterten und ewigen Kleinkrieg zweier feindlicher Weisheitsparteien. Diverse Ehrenbeleidigungsflagen schweben, daneben eine Zivilklage — wie die Geschichtszahl verrät eine Klage auf Räumung der Wohnung beim Richteramt. Das alles spielt hier herein. Einzelne Episoden aus verschiedenen Großkampftagen werden zitiert, Beleidigungen herüber und hinüber, als Typen der gegnerischen „Mentalität“ angeführt. „Meine Tochter hat er geprügelt.“ — „Bitte, sie hat mit dem Messer gedroht.“ — „Und sie hat gesagt, die Swinnen sind unheimlich.“ — „Und sie hat gesagt: Metzgerfleisch erdinnert!“ — „Zuweilen lächelt der ganze Senat, schert das Publikum und schneuzt sich der Herr Staatsanwalt, um seine Heisterkeit zu verbergen.“

Wo die beiden Damen sollen jemanden aufschreiben haben, vor Gericht falsch auszusagen. Nun erhebt aber der Senatvorsitzende daß die Hauptzeugin, die heute verhört werden soll, nach den vorliegenden Protokollen selbst in zwei Verhandlungen über den gleichen Punkt grundberührende Aussagen gemacht hat. Nach Konfirmierung dieser Tatsache beantragt der Staatsanwalt, das gesamte Aktenmaterial der Staatsanwaltschaft abzutreten, um eventuell eine neue Auflage gegen die heutige Kronzeugin wegen früherer falscher Zeugenaussagen zu erheben. Dem Antrag wird stattgegeben, von der Vernehmung der Verdächtigten abgesehen und die ganze Sache vertagt.

Heinrich Mann.

Zu seinem schicksaligen Geburtstag am 27. März 1931.

Wir können frei atmen, mitten in unserer Zeit. Denn der uns und Vernunft und Zukunft. Ihr dort feil erkundet durch den Selbst, ihr nicht nicht einmal mehr, was ihr in Händen habt. Wer unter euch schätzt das Wissen, den Geist, gleich und? Wir, wir begreifen, daß er es ist, der die Welt erobert, und daß er auch wieder ihr Ziel ist. Jede Erkenntnis, die wir zusammenbringen oder abringen erwem Geist, ist ein Wegmal für unsere Gesandtheit und einen Untergang.“ (Die Armen.)

Es ist kein Zufall, daß der einzige von den Idealen der Freiheit und der Menschlichkeit, vom Sieg des Geistes und der Völkerverständigung über jegliche nationalistische Engstirnigkeit träumende Dichter, den das deutsche Bürgertum in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat, aus einer Hansstadt stammt. Die Hansstädte waren demokratische Republiken im alten absolutistischen Kaiserreich, sie waren Oasen geistiger Freiheit in einer Wüste des willenlosen Untertanengeistes, über die der Sturm des monarchistischen Rechtswohns verweht, während dahinbrauste. In einem Pariserhaus in Paris sind die Brüder Thomas und Heinrich Mann aufgewachsen. Man nennt sie in einem Atem, weil sie einer Familie entstammen, aber sie sind durch Welten voneinander getrennt. Aus dem Ritterboden, in dem sie wuchsen, konnte sowohl der ausgeglichene, sich in formstrenge Werke ergießende katholische Geist Thomas Manns keimen, wie der kessellose, von Werk zu Werk wachsende und sich wandelnde, ungestüme, ewig unruhige Heinrich Manns. In Heinrich Mann brach das romantische Blut der Mutter heiler durch als in Thomas; in diesem Blut war nicht nur die hemmungslose Leidenschaft, die Freude an der brennenden Farbe, am bunten Kosmos der Sinne, in diesem Blut war auch die Ueberlieferung des großen romantischen Rebellengeistes, der in der französischen Revolution die höchste, unvergängliche Flamme geschloßen hatte. Und in diesem Blut war die Sehnsucht nach dem Süden, nach dem Land, in dessen greller Sonne die Dinge klarere Umrisse erdalten und selbst der durch Leidenschaft getriebene Blick deutlicher das Wesentliche der Erscheinungen findet. Laßt das Werk Thomas Manns in einer gleichmäßigen Kurve, von Roman zu Roman sich mählich steigend, einem Gipfel von fast geistlicher, allumfassender Abgefärbtheit zu, so rollt das Werk Heinrich Manns im Ziel durch die Zeiten; durchdringt Thomas Mann immer tiefer die Welt, in der er lebt, so baut Heinrich Mann aus der Antike, der Renaissance, dem zweiten französischen Kaiserreich und der wilhelminischen Epoche sich eine gigantische Welt des Kampfes um die Macht auf, in der die großen, treibenden Kräfte aller Zeiten Natur und farbenprächtig in Erscheinung treten. Heinrich Manns Stil magiert von Buch zu Buch, aber findet nie seine Befriedigung. Sein Temperament führt über alle Formen hinweg zu neuen Problemen, und der geistige Kreis, den er durchmisst, weitet sich von Buch zu Buch.

Die ersten Werke Heinrich Manns stehen vollkommen unter dem Einfluß der französischen Romantradition. Der historische Roman *Stenbald*, der gesellschaftskritische Roman *Balthazars* und *Jolos* haben Inhalt und Form der ersten Bücher von Heinrich Mann bestimmt. In diesen großen französischen Romanhelden lebte der demokratische Geist, den der länder Großbürgerjohn Heinrich Mann mit der Luft seiner Heimatstadt einatmete. „Der Roman, diese Enttölung der weiten Welt, dies große Spiel aller menschlichen Zusammenhänge, ist gleichmüherlich von Natur; er wird groß mit der Demokratie, unter der das Drama in seiner aristokratischen Enge abstricht. Balthaz ist der Dichter der kämpfenden Demokratie, Jola der triumphierenden.“ Zum dichterischen Kampf um die Demokratie gehört die dichterische Entloerung der inneren Höflichkeit, der verwehrtlichen Widersinnigkeit der unumstößlichen Grausamkeit, in die der monarchistische Gebot im Laufe der Jahrhunderte verfallen ist. Die ersten Bücher Heinrich Manns spielen daher in den Kreisen der hohen und höchsten Aristokratie, in den Kreisen der Fürsten und Herzoginnen. Die Romane Heinrich Manns, vor allem die berühmteste — *Der Untertan* (sie ist vom Dichter später dramatisiert worden) — zeigen im italienischen Kleid das Franosine und Tragische einer jeden Herrschergehalt, die sich erhaben dünnt über die Mitmenschen, wog weil sie unumstößliche Gebote über Leben und Gut dieser Mitmenschen besitzt. In diesen Romanen stehen — *Hyänen und Dösa*, *Das Herz*, *Die Rückkehr zum Hades*, *Stürmische Märgel* — sind die wesentlichsten Jäger der epischen Kunst Heinrich Manns bereits ausgebildet. Sie sind fast alle dramatisch konzipiert, führen in einer streifen, virtuos durchdrachten Intrige ein Schicksal in hinreichendem Tempo einem unermüdlich tragischen Ende entgegen. Sie zeichnen die Menschen mit einer unheimlichen Präzision der psychologischen Darstellung und weisen zwischen Einzelgeschick und Weltgeschick unmissbare, aber auch unzerreißbare Bande. Es gibt Meisterstücke der Romanistik unter ihnen, wie den Kurzroman *Das Herz* oder den epischen Sten *Die Unschuldige*. Die großen französischen Erzähler waren alle große Techniker, und die überlegene Beherrschung der Technik, oft vom Drama beeinflussten Technik hat Heinrich Mann als das wertvollste Erbe von ihnen übernommen. Aus der Welt dieser Welt in Italien spielenden Romane wächst das erste weltliche Epos Manns, die Trilogie *Die Götinnen* oder *Die drei Romane der Herzogin von Aß*. Sie sind ein einziger bewundernder Raub von Farbe und Klang, von Leidenschaft und Lebenshunger. In *Rara*, in *Venedig*, in *Rom*, in *Kapri* rollt das Leben der unermüdbar von Genus zu Genus jagender „mutigen Phantasia“ *Violante von Aß* ab, die

erst in Dalmatien als politische Intrigantin die Leidenschaft der Freiheit auskostet (*Diana*), dann in Venedig die der Schönheit (*Minerva*), und zum Schluß, in einem sinnverwirrenden Zauber von Festen, die ganz Italien berauschen, die Liebe, die heilige Lust des unerzähllichen Fleisches (*Venus*). In diesem mit der Burpurfarbe blutheftigster Fleischlichkeit gefüllten, ganz dem Geist der Renaissance hingeebenen, zu einem monumentalen Roman gefügten Menschen- und Zeitbild des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts sind die drei großen Problemtreife ineinander geschloßen, die das ganze Werk Heinrich Manns beherrschen: Politik (*Diana*), Kunst (*Minerva*) und Liebe (*Venus*). In dieser Trilogie lebt aber auch schon der scharfe, vernichtende, mit der trefflicheren Waffe der vernichtenden Ironie kämpfende gesellschaftskritische Geist Heinrich Manns. Hinter der glanzvollen Fassade dieser noch der großen Geste und der großen Dekoration, der operahöhen Injenerierung verfallenen Bücher des jungen Heinrich Mann wird bereits die nackte Frage der politischen Korruption, des politischen Geschäftes, des mit allen Mitteln der Täuschung geführten verbrecherischen Kampfes um die politische Macht sichtbar. Noch einmal verlegt Heinrich Mann einen Roman nach Italien: *Die kleine Stadt*, sein formstrenge, technisch vollkommenste Werk. Dann weicht die glanzdurchdrachte Phantasielandschaft Italiens der nüchternen Wirklichkeit Deutschlands. Der Gesellschaftskritiker tritt nicht mehr ein dichterisches Gleichnis der Epoche, schafft nicht mehr Parallelen, er hält seiner Zeit einen unheimlich scharf geschliffenen Spiegel vor, in dem sie ihr vom Nachtwahn verzerrtes, von der Gier nach Geld und Lust zertrümmertes Antlitz erblicken kann.

„Die Jagd nach Liebe“, in Münchener Bohémienkreisen spielend, ist einer der ersten Romane Heinrich Manns, der den Sprung von Italien nach Deutschland, aus dem Reich des phantastischen, überdimensionierten Renaissancemenschen in die nicht weniger bewegte Welt der Geldraffer und Schieber der Vorkriegswirklichkeit wagt. Neben diesem Buch steht der Roman *Im Schlaraffenland*, der den ironischen Untertitel führt *„Ein Roman unter seinen Leuten“*. Selbst in dem einen Buch die Jagd nach der feinsten Liebe, so geht sie im anderen nach Verlegenheiten; für die Jäger, die die Frau und das Geld jagen wollen, ist das Schlaraffenland der Vorkriegszeit ein wahres Schlaraffenland. Die Emil Jola, dem Heinrich Mann seinen schönsten und steifsten Esos gewidmet hat, das Gesicht des Romanheldenromanischen verläßt; und immer enger um sein eigentliches Problem, die Darstellung seiner eigenen Epoche, zu treten beginnt, so konzentriert auch Heinrich Mann sein Schloßen auf die freilich geistige Gestaltung seiner Epoche, des wilhelminischen Deutschlands. In *Professor Unrat* zeigt er das tragikomische Bild des deutschen Schulmeisters, der an dem Geist, den er lehren soll, selber zerbricht; diese von schärfer Ironie durchdrungene grandiose Charakterstudie, von dem Darnings-Film *Der blaue Engel* auch nicht im entferntesten ausgeklopft, bringt Heinrich Mann den ersten großen Erfolg als Kritiker seiner Zeit. Aber nicht nur die Einzelheiten, die Typen der wilhelminischen Epoche gilt es zu zeigen; aus einem großen Blod muß wie eine Statue des Michelangelo das politische und menschliche, das soziale und geistige Antlitz dieser Zeit gehauen werden. John Jahre meißelt Heinrich Mann diesen Blod; in einer Trilogie, die an umfassender kritischer Tiefe nur in Jolos *Rougon-Macquart* ein Gegenstück findet, wird das Bildnis Deutschlands gestaltet.

Der erste dieser Romane, *Der Untertan*, ist 1914 fertig, darf aber nicht erscheinen, denn er ist eine vernichtende Darstellung des großwüchsigsten, korrupten, eifren, erobernden, schürftigen deutschen Philisters, der das Menschenbild Wilhelms des Zweiten verwirklicht. Der Held dieses Buches ist ja eigentlich der deutsche Kaiser; denn der „Untertan“, den Heinrich Mann abkonterteit, äßt nur den Kaiser nach, zeigt nur in verkleinertem Maßstab den Macht hunger des letzten deutschen Herrschers, sein verbrecherisches Spiel mit der großen Phrase, seine lächerliche Ueberheblichkeit und seinen unersöhnlichen Haß, der im Verein mit dem Größenwahn schließlich den Weltkrieg verschuldet hat. Früher als dieser erbarmungsloseste aller deutschen satirischen Romane erschienen die später geschriebenen *Armen*, der Roman des deutschen Proletariats in der wilhelminischen Epoche. Aus einer nur durch die expressionistische Technik, die Verkürzung der Perspektiven und auch des sprachlichen Ausdruckes leidenden Schilderung der sozialen Klut zwischen Arbeiter und Herrenklasse wächst das große, überpolitische Problem, ob die rettende, die Menschheit erlösende Idee oder die augenblickliche Teilbilie legendärer sei; der Konflikt zwischen dem Sozialisten, der alles Geschöhen einer großen Entwicklung unterordnet, und dem Anarchisten, der durch bedingungsloses Dreinhalten helfen will, wird durch den Ausbruch des Krieges vorläufig gelöst. „Was Arbeiter, was Bourgeois — das Vaterland!“ — so lautet die heroische Beilegung des gigantischen sozialen Gegenplatzes in Deutschland. Auf den Roman des Proletariats (*Die Armen*) und den Roman der Mittelklasse verfallen, ganz dem Geist des Romans der höchsten Mittelklasse (*Der Untertan*) läßt Heinrich Mann abschließend eine große epische Gestaltung der herrschenden, der regierenden Kreise folgen: *Der Kopf*. Diese wichtigste politische Dichtung der neueren deutschen Literatur abt mit einem beispiellos gewaltigen Auftrieb ein Bild der Entwicklung von 1871 bis in die Mitte des Weltkrieges. Das Problem des Buches ist die Uebernahme der Macht durch die deutsche

KALODONT



Frisch duftet der Mund - weiß leuchten die Zähne

Schwerindustrie. Der „Kopf“ sind ja nicht der Kaiser, kaum die Minister, kaum die Generale; der Kopf, der das Verderben will, sind die Rationenfabrikanten und Börsenritter. Der „Industrieabsolutismus“ beginnt in Deutschland, der „Krieg in Permanenz“ bedeutet. Und die Schwerindustriellen vom Rhein und von der Ruhr, die mit den französischen Gefinnungsbrüder einträgliche Geschäfte machen, schären den Nationalismus, an dessen menschenverachtenden Flammen sie ihre Suppe kochen. Was sind die Gegenfrage der Nationen? Siegen oder nicht, läßt uns lair. Der Feind ist das Arbeiterjoch.“

Das Reich Wilhelms des Zweiten verfiel in einem Chaos von Blut, Dred und Feuer. Der getreue deutsche Arbeiter schuf die Republik. Ist es keine Republik? Nein. In der Republik herrschen die Mächte von gestern, die Industriekapitalen, die Waffenbarone, die Schwerindustriellen. Und hier wächst Heinrich Mann, der Großbürgersohn aus Lübeck, der mit den Idealen der französischen Revolution genährt wurde, der im Geist der Demokratie aufwuchs, über diese Demokratie hinaus zum Revolutionär gegen den Klassenstaat, auch wenn er demokratisch regiert wird. Wilhelm ist verstorben, die Reichshaber von gestern, die Generale und Admirale, haben das Spiel verloren. Heinrich Mann kämpft weiter: nun nicht mehr gegen die kapitalistische Monarchie, sondern gegen die kapitalistische Republik. Dabei diese Republik doch wieder die Antriebe jeglicher reaktionären Geheimorganisations, führt sie doch das alte System der geistigen und materiellen Unterdrückung der arbeitenden Klasse fort. In *Mutter Marie* hat Heinrich Mann den Kampf einer Frau um ihren Sohn gestaltet, der in die Nordkomplote gegenrevolutionärer Geheimorganisationen verstrickt ist. In seinem letzten Buch *Die große Sache*, zeigt er nochmals den engen Zusammenhang der republikanischen Machtüber mit den Finanzaristokraten der Schwerindustrie, die Abhängigkeit der deutschen bürgerlichen Regierungen von den Herren des Geldes. Dazwischen liegt der Roman *„Capitaine“*, ein technisches Meisterwerk, das sozialen Wirklichkeit und Romantik symbol die Fäden vermischt, symbolisch Schein und Sein vermischt, das Schicksal der besten französischen Großbourgeoisie des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts zum Gleichnis des dem Untergang geweihten deutschen Großbürgertums der Gründerjahre macht.

Aber Heinrich Mann ist nicht nur epischer Gestalter. Er hat sich mehrmals als Dramatiker versucht und ein von edelster menschlicher Tendenz befehltes, das Humanitätsideal der Rächensiebe verdringendes Drama *Madame Legros* geschrieben, das ihm den stärksten Erfolg unter allen seinen dramatischen Schöpfungen brachte. Was aber wichtiger ist: Heinrich Mann greift als Essayist unmittelbar in den Kampf der Geister ein. Sein schäufstes Essaybuch ist *„Macht und Reich“*, in dem nicht nur der wunderwolle Jolo-Essay steht, sondern ein Bekenntnis zu einem Kämpfer, der dasselbe Ziel hatte wie Heinrich Mann, in dem auch die schärfsten Formulierungen der Begriffe Freiheit und Demokratie, die schärftigsten Analysen von Sinn und Idee der Revolution, stehen und jener Ruffoy *„Kaiserreich und Republik“*, das politische Erbe Heinrich Manns darstellt. In dem Buch *„Sieben Jahre“* hat Heinrich Mann sich offen zum Sozialismus bekannt, als der einzigen Idee, die die Macht der kapitalistischen Klasse brechen und damit alle Unrechtigkeiten, alle Verbrechen am Geist und am Menschen aus der Welt schaffen kann. Heinrich Mann ist einer der besten Europäer, die in dieser Zeit die Feder führen. Internationalist durch und durch, und einer der reinsten Streiter für den Geist, die das deutsche Christentum sie aufzuweisen hatte. Weil es ihm nur um die Zukunft der Menschheit zu tun ist, versucht er in den letzten Jahren immer wieder, das Antlitz der Jugend von heute zu zeichnen (*„Sibyl“*). Es ist etwas von Voltaires unerwarteter Kampfsucht in ihm, und Jola liebt er so, weil er vom Schreitlich aufstand und die Tribüne betrat, um für Treulos, für die Sache der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit zu kämpfen.

Der dichterische Stil Heinrich Manns? Es wurde gesagt, daß er in ewiger Wandlung begriffen ist. Vom organischen romantischen Fortentwurf der Romane und der *„Götinnen“* geht Heinrich Manns Weg durch den Expressionismus (*„Die Armen“*) zu einer herben, lakonischen Sprache, die voll männlicher Kraft ist und von reifer Klarheit. Vom ersten bis zum letzten Buch Heinrich Manns aber blieb seine einbringliche psychologische Gestaltung gleich. Mit ein paar Strichen legt ein Mensch unheimlich lebensecht vor dem politischen und sozialen Hintergrund seiner Zeit. Und was über alle Mägen anderer Epoche, zu den Reinen des der Renaissance hinauswachsend, bewunderungswürdig auftrat in seinen Büchern, sind die Frauenfiguren. In ihnen ist die unabdingbare Lebensfreude, die der eine Teil des Wesens Heinrich Manns ist; sie tragen auch in die Bücher, die der schärftigsten sozialkritischen Analyse der Bürgerzeit dienen, den heißen Atem ewiger Leidenschaft, ohne den dieses Leben keinen Wert, diese Welt keinen Sinn hätte.

Friz Kojanfeld

An unsere Postbezieher.

Der heutigen Nummer liegt ein Erlagschein zur Bezahlung der Bezugsgebühr bei. Die mögen besonders darauf aufmerksam sein, daß die Einzahlung unter demselben Namen geleistet werden muß, unter welchem der Versand der Zeitungen erfolgt. Die Bezugsgebühr ist am Kopf des Blattes ersichtlich und ist stets im Vorhinein zu entrichten. Der Abonnementsbetrag muß spätestens bis 12. eines jeden Monats in unserem Besitze sein; wir erlauben Sie, dies zu berücksichtigen, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt.

Die Verwaltung.

Justiz am laufenden Band!

Von Dr. Walter Lustig.

Wer der naiven Ansicht gewesen ist, daß hierzulande von der verfassungsmäßig unabhängigen Richterei einmal ein energisches Wort gegen die unverständliche Auffassung eines Teiles der Staatsverwaltung über die Verfassung gesprochen werden könnte, weil doch im § 113 jede Präventivzensur verboten und im § 117 die freie Meinungsäußerung gewährleistet erscheint, der konnte seine hoffnungsvollen Gedanken wieder einmal anlässlich der Entscheidung des Prager Kreisstrafgerichtes bestätigt finden, das die letzte Konfiskation von acht Blättern — darunter der Regierungsblätter „Prager Presse“ und „Ceskoslovenská Republika“ — für unanfechtbar erklärt hat.

Der Tatbestand ist bekannt: am 7. März wurde vom Prager Jenzor in den Parlamentsberichten der Zay Gajdas beanstandet, daß nämlich das Parlament keinen Sinn für Gerechtigkeit habe — snemovna nemá pry smysl pro spravedlnost. Dieser Zay wurde vom Parlamentspräsidenten gemäß § 9 der Geschäftsordnung eliminiert und aus dem stenographischen Protokoll gestrichen; die Presse wurde von dieser Zensur erst durch die Beschlagnahme selbst verständigt. Wie wir bereits seinerzeit dargelegt haben, ist die Praxis der Streichung aus dem stenographischen Protokoll mit der statutenmäßigen Pressefreiheit unvereinbar, da das Parlament nur das Recht hat, seine inneren Angelegenheiten zu lösen und dies mit der Pressefreiheit und Immunität der Abgeordneten nichts mehr zu tun hat. Mit dieser mysteriösen Grundsatze der „Wahrung innerer Angelegenheiten“ wurde darum eine faktische Präventivzensur eingeführt, die in diesen Fällen den Abgeordneten die sinnvolle Ausübung ihres Mandates unmöglich macht, weil es doch eine der Grundfesten wahrer Demokratie sein muß, daß der Volksvertreter nicht nur zu mehr oder minder leeren Banketten, sondern durch die immunisierte Rede zur Öffentlichkeit sprechen kann.

Darum hat auch der § 28 des Preßgesetzes — das sich allerdings altfäulischen Ursprungs rühmen darf — den wahrheitsgemäßen Parlamentsbericht bedingungslos immunisiert und für straflos erklärt. Nach § 488, 491 und 493 der Strafprozessordnung in der Fassung des Gesetzes vom 9. Juli 1894 darf nämlich eine Beschlagnahme der Druckschriften — vulgo Zensur genannt — nur ausgesprochen werden, wenn durch das gedruckte Wort eine strafbare Handlung begangen worden ist. Wird nun der Parlamentsbericht in wahrheitsgemäßer Fassung für straflos erklärt, dann entfällt selbstverständlich jede Möglichkeit, an Hand der bestehenden Gesetze einen Parlamentsbericht zu konfiszieren und es blieb der Praxis dieser demokratischen Republik vorbehalten, in diese angeblende Grundfeste der Demokratie erfolgreich Verlesche zu schlagen. Das Präsidium des Hauses regelt durch irgend einen Funktionär seine „inneren Verhältnisse“ durch Erreichung eines Teiles der Rede und der Staatsanwalt — selbstverständlich von dieser Maßnahme sofort verständigt — folgt sofort sehr

brav und willig, ohne sich darum zu kümmern, was der wissende Jurist zu dieser neuen Gesetzgebung zu sagen hätte. Es bleibe dem Parlament vorbehalten, Zay oder Reden zu streichen und das stenographische Protokoll zu kürzen; niemals wird aber dadurch der Charakter der wahrheitsgemäßen Parlamentsberichterstattung beeinträchtigt, niemals kann dadurch ein unüberwindlicher Grundfeste der Verfassung — der ja auch im alten Oesterreich allgemein anerkannt wurde — verletzt werden.

Das Prager Landesgericht hat nun diesen Grundfeste in seiner Entscheidung zwar anerkannt und nicht gesagt, daß die Streichung durch das Präsidium des Hauses schon die Berechtigung zur Konfiskation implicite involvierte, aber es mußte dem Gericht immer die Möglichkeit vorbehalten bleiben, die Nachricht auf ihre Strafbarkeit zu prüfen, da nach der Eliminierung der Charakter der Immunität verloren geht. Es wird niemanden wundern, daß zu dieser sonderbaren Begründung kein Gesetz zitiert wurde: der Charakter der Immunität kann natürlich niemals verloren gehen, wenn der Bericht sich an die Rede des Abgeordneten hält, und als Bericht ausdrücklich bezeichnet wurde, wie das Oberste Gericht wiederholt judiziert hat. Wenn man aber schon dieser merkwürdigen Auffassung von Demokratie zuneigt, dann wird man umso begieriger sein zu erfahren, welche Straftat durch die unmaßgebliche Privatmeinung des Herrn Gajdas über die Gerechtigkeitssucht des Parlamentes begangen sein soll: das Gericht meint „Aufwiegelung“ nach § 300 Strafgesetz — bitte nicht zu erschrecken —

„Der Öffentlich oder vor mehreren Seiten... in Druckwerken... durch Schmähung, Verleumdungen oder unwahre Angaben oder Entstellung von Tatsachen die Anordnungen oder Entscheidungen der Behörden herabwürdigenden oder auf solche Weise zum Hohn, zur Verachtung oder zur straflichen Beschwerdeführung gegen Staats- oder Gemeindebehörden... aufzufahren sucht... begeht das Verbrechen der Aufwiegelung.“

Soll man wirklich angesichts dieses klaren Wortlautes des Strafgesetzes mit der Entscheidung polemisieren? Wer hat wen aufge-reizt? Wer hat in diesem Staat, veranlaßt durch Herrn Gajdas Ausfall, Haß, Verachtung gefaßt gegen den Staat oder gegen das Parlament? Wie soll man dann überhaupt noch Kritik üben an den Organen der öffentlichen Verwaltung, wenn ein derartiger Ausfall bereits das hochpolitische Vergehen der Aufwiegelung darstellt und mit Arrest bis zu einem Monat zu bestrafen ist? Was halten denn eigentlich die Richter für das Recht der armen Bürger den Behörden gegenüber, denen die gesetzgebenden Körperschaften nach Art. III und IV der Strafgesetznovelle vom 17. Dezember 1892 gleichgestellt sind? Die Entscheidung des Prager Kreisstrafgerichtes wird keine Zustimmung finden und ist nur dazu angetan, in den Augen der Nachwelt blamables Pöbeln zu werten und den Staat seiner Ehrepflicht nach § 4 und 5 des Gesetzes vom 9. Juli 1894 zu entledigen!

Kunst und Wissen.

„Bohème“, Oper von Giacomo Puccini. (Neuinstudiert im Deutschen Theater.) Alle italienischen Opern — ob sie nun von Rossini, Verdi oder Puccini als den Hauptrepräsentanten italienischer Opernkunst sind — sind Gesangsopern, stehen daher im Zeichen der Melodie und des Belcanto, erfordern daher bei ihrer Reproduktion einerseits vom Kapellmeister Sinn für melodische Schönheit, andererseits von den Sängern Schönheit und Kultiviertheit des Gesanges. Puccinis lyrische Oper „La Bohème“, diese sicher melodienreichste und gesanglich dankbarste Oper des Verdi'schen Opernerbes, ist ganz besonders auf gute Sänger und melodienfreundliche Kapellmeister angewiesen. Bei ihrer gestern erfolgten Wiederaufnahme in den Spielplan des Theaters zeigte es sich, daß gegenwärtig bei uns nicht alle Vorbereitungen gegeben sind, diese ihre Anforderungen zu erfüllen. Musikalischer Leiter des Opernabends war Kapell-

meister Max Rudolf. Er steht Puccini ähnlich wie Verdi gegenüber; bedacht vor allem darauf, die dynamischen und rhythmischen Gegensätze der Musik zu betonen, weniger glücklich in der kantablen Führung der Orchester- und Singstimmen. Im übrigen zeichnete sich seine Stabführung durch Sorgfalt und Sauberkeit aus, was namentlich der Nonnmartrage des zweiten Aktes zuzurechnen kam. Einige Neubereitungen waren vorgenommen worden. Insbesondere Tasso sang zum erstenmale den Poeten Rudolf. Ueberraschend freigeig in tonlicher Hinsicht, aber beeinträchtigt durch die geringe Modulationsfähigkeit seiner von Natur aus spröden Stimme. In der Darstellung zeigte er sich gewandt, ließ aber natürliche Wärme und Tiefe des Gefühls vermissen. Als Wini sah und hörte man Traute Kahne. Während in der Lieblichkeit der äußeren Erscheinung, von glaubhafter Schlichtheit in der Darstellung, auch rein stimmlich, das heißt der Quantität des Tones nach, reicht die sympathische Sängerin für diese Rolle aus; aber ihrer Stimme ist der eigentliche Schwelz und süße Wohlklang verfehlt, der erst zum vollen Genusse einer kantablen Gesangsparodie wie jener der Wini verhilft. In der Rolle des Kapellmeisters war für den erkrankten Herrn Zay's diesmal Herr Handler tätig, der auch in dieser kleinen Rolle abermals sein ernstes Können offenbarte. Die übrigen Hauptpartien der Oper waren wie früher, und zwar durchaus vorteilhaft besetzt, bis auf die Musikette der Melans, die zwar verführerisch hübsch aussah, der aber in der Darstellung und im Gesange der erforderliche leichte Ton fehlt. In der Rolle des Valeres war für den erkrankten Herrn Hagen der Bassbariton Falzari aus Kuffig eingesprungen, ein gewandter Darsteller, der auch stimmlich ganz gut ausgereift ist, aber sein Gesangsstimm nicht richtig zu demselben versteht. Hans Ludwig als Regisseur war bemüht, Leben und Stimmung in die Szene zu bringen, ohne der individuellen Gestaltung der einzelnen Darsteller nachzugeben.

Repertoireänderung. Heute infolge Erkrankung von Herrn Josef Hagen statt „Spiel und Ernst“ und „Lob Spiel“ „Sturm im Wasserglas“, das beliebte Lustspiel von Bruno Frank. Anfang halb 8 Uhr (139-3).

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Donnerstag, 7 1/2 Uhr (139-3): „Sturm im Wasserglas“. Freitag, 7 1/2 Uhr (140-4): „Der liebe Augustin“. Samstag, 7 1/2 Uhr (141-1): „Die verkaufte Braut“. Sonntag, 2 Uhr, 8 Uhr, 10 Uhr, 12 Uhr. Arbeiterkonzert: „Elisabeth von England“. 7 1/2 Uhr (142-2). Premiere: „Schön ist die Welt“. Montag, 7 Uhr, Bran-Urania-Vorstellung. Gastspiel Maria Müller und Karl Raab: „Lohnhäuser“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Donnerstag, halb 8 Uhr: „Die Wunder-Bar“. Freitag, halb 8 Uhr (Kulturverbandfreunde): „Amphitryon 18“. Samstag, 7 1/2 Uhr, Premiere: „Vorunternehmung“. Sonntag, 3 Uhr nachm.: „Keine Schwester und ich“. 7 1/2 Uhr: „Sopranier-Verführung“. Montag, 7 1/2 Uhr: „Sturm im Wasserglas“.

Aus der Partei.

Jugendbewegung.

Z. J. Prag, Ortsgruppe 1. Heute um 8 Uhr in der Oberausführung. — Nächsten Dienstag Abend, Mittwoch künstlerischer Abend der Partei im „Cob. Tum“. Die Monatsversammlung findet erst am 8. April statt.

Der Film.

Ruffenfilm. Heute um 10 Uhr spricht der bekannte tschechische Filmproduktions-Ingenieur Vindhart über seine Eindrücke anlässlich seiner Studienreise nach Russland in die Filmzentren der Sowjetunion. Ort: Physikalisches Institut, L. Karlova 3. Eintritt 1.50 und 2.50 K. Abendkasse.

Prager Barockbanten im Film. Die Prager Filmfirma Elekta-Journal läßt unter der Regie von Jan Ruders und künstlerischer Mitarbeit von Jitka Jozel einen Kulturfilm mit dem Titel „Bewegung“

„Aber ich beschwöre Sie...“
Herrn Ichling eine Zurechtweisung, ruhig und bedächtig...
...der Värm des abendlichen Verkehrs wanderte...
...dampf von der Landstraße herauf...
...Wenn nur die Lär zu erreichen wäre...
...ausgeschloffen, das verdammte GOS ist doch...
...wäre...
...verdammt...
...denn dieses Zimmer ein gläserner Saal...
...„Also, Sie wollen mich?“ fragte Rebelhay nachlässig und betrocknete seine glänzend polierten Hingernägel...
...„Ich kann nicht...“ Ich habe es Ihnen doch schon gesagt...
...lang es her...
...Ganz langsam griff Rebelhay in seine linke Brusttasche, während er aus staubgrauen Augen durchdringend sein Opfer...
...erzte...
...Als seine Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie ein weißes Kuvert...
...„Mein Brief enthält Ihr Schicksal, lesen Sie.“
...War das ein Trid? Mißtrauisch, mit Händen, deren letztes Leben kaum zu merken war, ergriß Hendrid das Kuvert und riß es auf...
...Er las...
...„Lebt gedriert Herr! Wir haben unleserliche Verwaidetektis beantragt, sich davon zu überzeugen, ob der von Ihnen geleistete Geheimcode 44, von dessen Verlässlichkeit, wie Sie wissen, die Tristen anderer Firma abhängen kann, wirklich den geforderten Ansprüchen entspricht. Da mir und viele Neugierigen verschaffen konnten, leben wir nicht an, Ihrem Honorar noch RM. 1000 hinzuzufügen.“

Schachnachricht.

Erstinst. & Zweitinst. 18. Post

Kinderfreunde Prag.

Sonntag, den 29. März 1931, findet in der Gec eine

Himmelweide der Roten Falken

statt, an welcher auch die Kindergruppe aktiv teilnehmen soll. Wir laden herzlich zur Teilnahme ein. Die Kinderproben für diese Veranstaltung am Samstag nachmittags um 3 Uhr im Turnsaal des deutschen Gymnasiums (in der Stepanka). Verbet für eine zahlreiche Beteiligung!

der Materie“ bestehen, der in neuartiger Weise alle wichtigsten Prager Barockschichten einfangen wird. An der Kamera steht Jaroslav Cech.

Prager Sender überträgt den Chaplin-Film. Das Berliner Rundfunk-Orchester wird anlässlich der Berliner feierlichen Aufführung von Chaplins „City Lights“ die Cuderäre von „Lieschenpöbel“ von Richard Strauß bieten. Die ganze Vorstellung soll durch Rundfunk übertragen werden, und zwar in Form einer Reportage.

Mitteilung der Verwaltung.

In dem in unserer Nummer vom Sonntag, den 22. März, veröffentlichten Inserat der Firma T. & A. Bako, Jln, wurde bei dem Modell 3067-22 (siehe Seite unten) Arbeitsschilde aus Knobby oder schwarzem Kuhlleder mit genagelter Sternleederleiste der Preis irrtümlich mit Ks 20.— angegeben. Die Firma stellt nun mit, daß der Preis für diese Modell richtig Ks 79.— ist. Wir bringen diese Mitteilung hiermit unseren Lesern zur Kenntnis.

Arbeiter, kümmert euch um eure Jugend! Unterstützt die Kinderfreundebewegung und die Jugendorganisation.

Der Sozialismus beginnt nicht in der Versammlung, sondern in der Familie!

Literatur.

Eine Buchreihe von Hans Morgans. Ein Autor, der es versteht, Literatur zu produzieren, die dem Leser anregende Abwechslung schafft und ihn in Spannung versetzt, darf einer lebhaften Nachfrage nach seinen Büchern sicher sein. Das war es, welches das Geheimnis des großen Erfolges ausländischer Verfasser von Spannungseromanen wie Conan Doyle und Edgar Wallace ausmachte. Diesmal ist es ein Deutscher, der, soweit es möglich ist, die geschickte Formung der Handlung seiner Romane betrifft, erfolgreich den Konkurrenzkampf mit den Vätern dieser bekannten und gewandten Autoren antritt. Was er schreibt, sind Abenteuerromane, aber man darf sagen, daß sie einen gewissen literarischen Gehalt aufweisen und über dem Durchschnitt der gängigen Abenteuerromane stehen. Von der vom Rost-Berlag, Berlin N. W. angekündigten etwa zehn Romanen Hans Morgans sind bisher erschienen: „Fünf Menschen lieben nach Indien“, Roman, „Die Entführung der Doris Ude“, Roman, und „Der Kampf mit dem Tode“, Roman, (Jeder Band RM. 2.—, geb. RM. 3.25.) Der erste dieser Romane hat den Schauplatz seiner bewegten Handlung in Afghanistan und die Romantik eines fernen, eigenartigen Landes liegt vor dem Leser auf, ihn umstrahlend. Der Verfasser muß eine gute Kenntnis der Landesverhältnisse besitzen und es ist Tempo und Phantasie in dem Buche. In „Die Entführung der Doris Ude“ wird die Geschichte der Entführung und Verfolgung eines schönen Mädchens mit virtuoser Technik erzählt. Wer Sensationen sucht, kommt hier voll auf seine Rechnung. „Der Kampf mit dem Tode“ schildert in grandioser Weise den Verlauf eines abenteuerlichen Opionsuges. — Im gleichen Verlage ist auch erschienen: „O, die Ganner“, ein Buch des bekannten humoristischen Schriftstellers Jo Hans Adler, fröhlich und amüsan, aber das man herzlich loben kann.

„13 Pfeifen.“ Von Jilja Ehrenburg. Rast-Berlag, Berlin. Jilja Ehrenburg, der Verfasser des Romans „Die Liebe der Joanna Rey“ und des kassen erregenden Buches „Das Leben der Kates“ sowie einer Reihe anderer bedeutsamer sozialer Zeitromane vereinigt in diesem Buche dreizehn Erzählungen, von denen jede einzelne in ihrer Gestaltung und heissenden Satire typisch Jilja Ehrenburgerisch ist und in denen je eine Tabakspitze eine gewisse Rolle, wenn auch nur eine kleine Nebenrolle spielt. Warum gerade Pfeifen? Weil sie dem Dichter nicht einfach als ein Gegenstand, sondern als „ein hart verpackter Gegenstand“ er-scheint: „Jernag, durchdröhert, stellt sie die Pfeife insofern das menschliche Leben dar, eine Chronik einer vielfältigen Leidenschaft, denn in dem Holz, in dem Ton oder in dem Stein verbirgt sich die Spur des menschlichen Atems, Atem, Geist, Seele, Bewusstheit.“ Wie stets in seinen Büchern läßt der über das Wort und Bild souverän ver-fügende Dichter auch hier das blendende Feuerwerk seines Geistes aufsteigen und unter den dreizehn Erzählungen ist keine, die dem Feinschmecker nicht reinsten Genus bieten würde. Es ist Geist, Seele, Leidenschaft und Weltklugheit in diesen Novellen.

Besonderes: Friedrich Zaub. Chefredakteur: Wilhelm Richter. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß. Druck: „Mifa“ u. G. m. H. Zeitung und Buchdruck-Verlag für den Druck verantwortlich: Otto Doll. Preis für den Einzelheft: 1.50 RM. 1000 Hinguzufügen.

Die Geheimdepesche.

Viele glauben, daß das Abenteuer mit einem Alarmsignal in das Leben eines Menschen tritt, Hans Hendrid hätte sie eines Besseren belehren können.

Ihm erschien das Abenteuer in der Gestalt eines Mannes, der mit einem höflichen Gruß sein Arbeitszimmer in dem großen Berliner Bürohaus betrat. Trotz der vorgeschrittenen Stunde nahm er unangefochener May, wusch sich bedächtig ein unstrahlendes Staubhorn von seiner Smokinghose und sah dann Hans Hendrid aus staubgrauen Augen gerade ins Gesicht.

„Ich bin gekommen“, sagte er in einem etwas müden, gedehnten Tonfall, „um eine Frage an Sie zu richten, Herr Hendrid. Eine sehr einfache Frage: Wollen Sie leben oder sterben?“

„Um...“ Ich verstehe nicht recht... das ist wohl eine sonderbare Frage! Aber wenn Sie es durchaus wissen wollen, so kann ich Ihnen versetzen, daß ich das Leben zweifellos liebe.“

„Ich dachte es“, sagte der Besucher bedächtig und fixierte nachdenklich Hendrids obersten Westknopf! „Ich bin nämlich Rebelhay.“

Man braucht kein Gelehrter zu sein, wenn einem das Reminiszenz das Blut in den Adern fließen macht, jedem Manne gegenüber zu sitzen, von dem man in der Morgenzeitung gelesen hat, daß er vor seinem Tode zurückredet. Dies war nämlich die Wirkung, die der Name Rebelhay auf Hans Hendrid ausübte.

„Ich weiß, mit dem ich es zu tun habe“, sagte

er nach einer kurzen Pause mit ungenommener Ruhe und seine eigene Stimme schien ihm selbst hoch und fremd. „Wollen Sie mich jetzt gütig darüber aufklären, was Sie mit Ihrem eigenartigen Benehmen bezwecken?“

Mit Vergnügen — der Wunsch des berühmten Chiffreleserverständigen Hans Hendrid ist mir Befehl! Ich bin gekommen, um Sie zu bitten, den Text einer Kabeldepesche zu entziffern, aus deren Inhalt Sie entnehmen werden, daß es sich um einen ganz großen Fischzug für mich handelt.“

„Und wenn ich mich weigere, einem Betrag Vorwissen zu leisten?“

Rebelhay griff wortlos in die linke Seitentasche seines Smoking und ließ einen Augenblick den mattschimmernden Bau eines kleinen Revolvers sehen. „Dieses Ding da“, sagte er dann nebenhin als spräche er zu sich selbst, ist eine wunderbare konstruierte Gaspistole.“

„Sollten Sie die Depesche sehen.“

Hendrid ergriß das ihm dargelegte Blatt. Nur einen Blick warf er auf den distrierten Text und blickte Entsetzen transzendente Regie zusammen. Er kannte dieses Symbol nur zu gut — den Geheimcode 44! Er selbst hat ihn vor vierzehn Tagen für die Londoner Rasterfirma Erlone und Liverrich angeordnet. Das Geheimnis dieses Codes war, daß keiner, der den jeweiligen Schlüssel nicht kannte, ihn lösen konnte: und wäre es sein eigener Schöpfer.

„Dieser Code ist unlösbar, Herr Rebelhay.“

„Sicherlich — ich weiß, daß er von Ihnen stammt.“